



Mobiles Erinnern

***Gedenken:
Todesmarsch ungarisch-jüdischer
Zwangsarbeiter 1944–45***

Mobiles Erinnern –

Vorwort

Thomas Klestil (†)

Als Bundespräsident der Republik Österreich begrüße ich es, dass gerade im Zeichen der Einigung Europas und des Zusammenrückens unserer beiden Länder die Schatten der Vergangenheit aufgearbeitet werden. So sehr uns die politischen Neuerungen in Atem halten, so wenig darf das Interesse an vergangenem Unrecht und mörderischer Menschenverachtung in den Hintergrund gedrängt werden.

Eines der großen Dramen des vergangenen Jahrhunderts waren die Transporte Tausender ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter durch Konzentrationslager des heutigen Österreichs, wo sie von Ort zu Ort geschleppt, gequält und schließlich ermordet wurden.

Ich begrüße es daher, dass sich ein österreichisch-ungarisches Team mit einem künstlerisch gestalteten Denkmal auf den Weg machen will, um den Todesspuren von einst zu folgen. Zeitzeugen werden sie begleiten oder an verschiedenen Punkten des Erinnerungsweges in Beziehung treten. Gerade im Zeichen des Zusammenwachsens Europas und in Erinnerung an die jahrhundertelange Nachbarschaft und Verbundenheit zwischen Ungarn und Österreich ist der Aufruf zur Erinnerung von größter Bedeutung.

So wünsche ich dem Projekt „Mobiles Erinnern“ jene große Aufmerksamkeit, die es verdient und danke den Verantwortlichen für ihren großartigen Einsatz im Dienste der Menschlichkeit!

Mobiles Erinnern **Gedenken: Todesmarsch ungarisch-jüdischer** **Zwangsarbeiter 1944–45**

Bisherige Stationen (Gedenken und Aufstellung der Gedenkplastik im jeweiligen Ort bis zum nachfolgenden Termin): 17.4.2004, Budapest, Holocaustmuseum; 4.7.2004, Szombathely; 24.11.2004, Eberau; 8.12.2004, Markt Neuhodis; 12. – 17.12.2004, Aufstellung ohne Gedenkveranstaltung Rechnitz; 17.12.2004, Wien, Vortrag zum Projekt im „Depot“, Breitengasse; 18.12.2004, Litzelsdorf; 2.1.2005, Wolfau; 8.1.2005, Markt Allhau; 15.1.2005, Hartberg; 22.1.2005, Fürstenfeld; 29.1.2005, St. Anna am Aigen; 6.2.2005, Klöchl in der Steiermark

Handout vom 16. Februar 2005

Weitere Stationen: 16.2.2005, Graz; 5.3.2005, Siegendorf; 16.3.2005, St. Margarethen/Bgld.; 18.3.2005, Eisenstadt; 2.4.2005, Bruck an der Leitha; 4.4.2005 Gleisdorf; 9.4.2005 Bad Deutsch-Altenburg; 15.4.2005 Persenbeug/Hofamt Priel; 23.4.2005, Wien; 30.4.2005, Altenmarkt an der Triesting; 5.5.2005 Mauthausen; 7.5.2005, St. Pölten; 21.5.2005, Großbraming; 28.5.2005, Kirchdorf in der Krems; 4.6.2005, Ansfelden; 11.6.2005, Enns; 18.6.2005, Ebensee

Gedenken: Todesma

Inhaltsverzeichnis

Thomas Klestil Vorwort	2
Heidemarie Uhl Intervention in die Schweigestellen des „österreichischen Gedächtnisses“, zum Projekt „Mobiles Erinnern“ von Christian Gmeiner	4
Christian Oberwagner Text für die Eröffnung des Projektes im Holocaustmuseum Budapest	5
Christian Gmeiner Zur Projektidee: Mobiles Erinnern	6
Szabalcz Szita Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter – Kurze Chronologie der Ereignisse	6
Szabalcz Szita Zwangsarbeit und Todesmärsche	10
Dieter Sorger Der Einsatz ungarischer Juden in Siegendorf	15
Eleonore Lappin Der Zwangsarbeitseinsatz und die Todesmärsche ungarischer Jüdinnen und Juden in Österreich 1944/45	16
Barbara Stelzl-Marx Das Lager Liebenau: Eine Zwischenstation der Todesmärsche ungarischer Juden	24
Beispiele von Reaktionen auf das Gedenkprojekt	27
Briefkasten	
Gemeinden	
Internetforum	
Rede	
Literatur	
Bildnachweis	
Sponsoren und Dank	



Intervention in die Schweigestellen des „österreichischen Gedächtnisses“

Heidemarie Uhl – zum Projekt „Mobiles Erinnern“ von Christian Gmeiner

In der Topographie des Erinnerns und Vergessens, die die österreichische Gedächtnislandschaft seit 1945 strukturiert, bildet der Todesmarsch eine ganz spezifische Leerstelle: Auf offizieller Ebene wurde unter dem Vorzeichen der Opferthese die österreichische Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes ausgeblendet und der österreichische Freiheitskampf in den Vordergrund gerückt. Auf regionaler und lokaler Ebene konnte sich aber selbst die Erinnerungskultur für den politischen Widerstand – außerhalb Wiens – kaum durchsetzen: Was in weiten Teilen Österreichs die Sichtweise auf die Jahre 1938 bis 1945 prägt, sind Kriegerdenkmäler, die an die gefallenen Wehrmachtssoldaten als „Helden“ erinnern, die ihr Leben zur „Verteidigung der Heimat“ geopfert haben. Die Erinnerung an den Holocaust blieb – außerhalb der jüdischen Friedhöfe und der Gedächtnisorte der Kultusgemeinden – weitgehend eine Leerstelle im öffentlichen Raum. An die ermordeten ungarischen Juden entlang der Routen der Todesmärsche, deren Leichen nach Kriegsende exhumiert und in Massengräber verbracht worden waren, erinnerte zumeist nichts.

Die Struktur dieses „österreichische Gedächtnisses“ und seine materielle Ausprägung in der Denkmallandschaft wurde erst durch den von der Waldheim-Debatte ausgelösten Perspektivenwechsel auf die NS-Vergangenheit in Frage gestellt. Die Kritik an der „unbewältigten“ Vergangenheit richtete sich insbesondere auch an die Leer- und Schweigestellen des öffentlichen Erinnerns. Die Zeichensetzungen einer neuen Erinnerungskultur für die Opfer der Verfolgung sind auch als Akte einer symbolischen Wiedergutmachung zu sehen, die nicht nur in Wien (Holocaust-Denkmal am Judenplatz 2000), sondern auch in den Bundesländern zu zahlreichen Denkmalerrichtungen geführt hat.

Im lokalen Kontext ist die Erinnerung an die Opfer der Verfolgung – und damit zugleich an die eigene Tätergeschichte – aber noch immer umstritten, vor allem wenn es sich um Gewaltverbrechen handelt, bei denen „Schuld“ keine abstrakte Kategorie, sondern konkret benennbar ist: Die Orte des Schreckens, die sites of memory des Todesmarsches liegen in den Dörfern und Kleinstädten, sie erinnern an ganz konkrete Täter, die Frage der Schuld berührt auch heute noch konkrete Familiengeschichten. Örtliche Initiativen zur Errichtung von Gedenkstätten stießen wohl deswegen bis in die jüngste Zeit auf vehemente Abwehr, etwa in Rechnitz.

Das Projekt „Mobiles Erinnern“ von Christian Gmeiner ist als Intervention in diese Schweigestelle zu verstehen, als Konfrontation mit der Tätergeschichte vor Ort. Mit einfachen Mitteln wird die Erinnerung an diese Ereignisse sichtbar – und unübersehbar – buchstäblich mitten im Ort platziert - dort, wo sich häufig das Kriegerdenkmal findet. Damit macht die mobile Skulptur zugleich die Widersprüche zwischen den unterschiedlichen und letztlich unvereinbaren Sichtweisen auf die NS-Vergangenheit sichtbar.

„Mobiles Erinnern“ als temporäre Intervention in das lokale Geschichtsbild gibt einen Anstoß und hinterlässt eine Frage: wie mit dem Gedächtnis an die Verbrechen des Todesmarsches, in dem die Erinnerung an die Opfer zugleich mit der Schuld der Täter konfrontiert, in diesem Ort, dieser Gemeinde umgegangen werden soll.



Text für die Eröffnung des Projektes im Holocaustmuseum Budapest

Christian Oberwagner, osztrák kulturális fórumbud, Stv. Direktor, Kulturattache

Es ist nicht gerade einfach, als Vertreter der Republik Österreich treffende Geleitworte für eine Initiative der Erinnerung an die Todesmärsche ungarisch-jüdischer ZwangsarbeiterInnen 1944/1945 durch das heutige Ostösterreich zu finden. Es ist nicht leicht, sich und anderen bewusst zu machen, dass viele der heute idyllischen Sommerfrische- und Kurorte in malerischen Landschaften, Aushängeschilder eines lebenswerten Österreichs in der gegenwärtigen Tourismuswerbung, vor sechzig Jahren Orte des Grauens und des Mordens waren. Denn: Österreich ist ja nicht unmittelbar verantwortlich für diese Verbrechen, und die Republik hat auch nie von Staats Wegen ihre eigenen Bürger und Bürgerinnen auf der Grundlage irgendwelcher gesetzlich konstruierter Unterschiede diskriminiert, ausgegrenzt und schließlich in Viehwaggons abtransportiert und einem anderen Staat zur Ermordung übergeben. Und dennoch: Viele der Bürger und Bürgerinnen meines Landes haben sich in den Jahren als Österreich okkupiert war als NationalsozialistInnen, als KollaborantInnen, als MitläuferInnen und auch durch Schweigen an den Verbrechen des Dritten Reiches mitschuldig gemacht.

Meine Aufgabe ist es wohl, hier an diese Mitschuld zu erinnern, aber auch daran, dass Österreicher und Österreicherinnen auch Opfer dieses Systems waren und sich sehr viele von meiner Großväter- und Großmüttergeneration aktiv gegen die Verfolgung ihrer eigenen MitbürgerInnen und damit der ungarischen BürgerInnen gewehrt haben, ja Widerstand geleistet haben und dass sich die Republik nach langen Jahren des Schweigens, der Lüge und der Stilisierung der eigenen Opferrolle schließlich doch – mit vielen Rückschlägen, Fehlern, Diskussionen und Streit – entschlossen hat, zu dieser Belastung ihrer Bürger und Bürgerinnen auch zu stehen – auch wenn dies wehgetan hat, und auch wenn dies nicht immer und immer noch nicht makellos, nicht ohne Hintergedanken geschieht.

Das Verhältnis Österreichs und Ungarns, von ÖsterreicherInnen und UngarInnen gilt gemeinhin als hervorragend, als vorbildlich, gewissermaßen als Musterbeispiel einer Abklärung und Überwindung längst vergangener Konflikte: alles aufgelöst im Kürzel K.u.K, möge dieses für Kaiser und König, Kádár und Kreisky, Konsumrausch und Kauflust entlang der Grenze stehen. Dem ist nicht überall in unserer Region leider so, stimmt. Über die Schattenseiten unserer Beziehungen – die Niederschlagung der Revolution 1848, die Grenzkonflikte 1919/20, die Vertreibung der Deutschsprachigen aus Ungarn – wird nur selten gesprochen. Und nicht nur deshalb, weil diese Themen tabuisiert wären, sondern weil sie oft auch längst geklärt, geordnet, im besten Sinn des Wortes ad acta gelegt sind. Allein die tragischste Epoche dieser nicht nur ungarischen, sondern eben auch gemeinsamen Geschichte scheint doch vergessen zu sein, als binnen weniger Monate die vom ungarischen Staat zu Juden markierten Menschen mit tatkräftiger Unterstützung der ungarischen Exekutive und auch einem Teil der Bevölkerung außerhalb des Landes – eben auch in das heutige Österreich – geschafft und nicht nur der Tötungsmaschinerie des nationalsozialistischen Staates, sondern auch der Grausamkeit vieler unserer Mitmenschen übergeben wurden.

Deshalb ist auch diese Initiative von Christian Gmeiner zu begrüßen, der dieses Kapitel unserer gemeinsamen Geschichte nun ebenfalls dem Vergessen entreißen möchte: Sowohl in Ungarn als auch in Österreich wird diese Aktion in den vielen kleinen Gemeinden in Westungarn und Ostösterreich sicherlich alte, vorgeblich längst verheilte Wunden aufreißen, Kontroversen entfachen, die Frage von Schuld und Sühne aufwerfen, ja überhaupt Fragen stellen, und wenn wir wollen: Zwietracht säen und Schmerzen verursachen. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, dass diese Wunden nie wirklich verheilt waren, sie vielmehr über Jahrzehnte hinweg still vor sich



hineiterten – diesseits und jenseits der Grenze: Rechnitz ist wohl das Synonym dafür auf der österreichischen Seite der Grenze. Aber erst durch die konkrete Benennung des Leides, der Opfer und TäterInnen, der HelferInnen und HeldInnen, der historischen – wissenschaftlichen wie populären – sowie künstlerischen Aufarbeitung des Geschehenen, der Sichtbarmachung auch dieses Kapitels unserer gemeinsamen Geschichte, werden diese Wunden meiner Ansicht nach letztlich auch wirklich verheilen: Und die bleibenden Narben sollen dabei erinnern, Memento sein. Ganz im Sinne von Attila József, der in seinem Gedicht zur mitteleuropäischen Misere „An der Donau“ schrieb „...ordnen wir endlich unsere Dinge, so unser Auftrag, und er ist nicht gering...“. Möge diese Kunstaktion so auch zur Ordnung, zur Erledigung unserer gemeinsamen Dinge, aber eben auch Undinge und Untaten beitragen: Sie soll ein Erinnern sein an unsägliches Leid, das Staaten und Menschen anderen angetan haben, aber es möge auch ein Erinnern sein, an jene Menschen, die halfen – und wenn sie nur ein Stückchen Menschlichkeit gaben, sei dies mit Unterschlupf und Schutz vor den Verbrechern und Verbrecherinnen oder eben nur einem Stück Brot...

Zur Projektidee: Mobiles Erinnern

Christian Gmeiner

Sie werden sich vermutlich fragen, warum ein österreichischer Künstler aus der Generation der Nachgeborenen diese Gedenkarbeit leistet. Das erste Mal habe ich bei einem Aufenthalt in Israel von einem Überlebenden über die Todesmärsche erfahren. Es war für mich, der ich in Österreich aufgewachsen bin und hier studiert habe, erschreckend, dass die meisten meiner Landsleute keine Ahnung von dieser Tragödie haben. Aus Respekt vor den Opfern und den Überlebenden finde ich es an der Zeit, dieses Gedenken nachzuholen und an vielen Orten, durch die jene Marschroute führte, für einige Zeit die Stahlskulptur „MOBILES ERINNERN“ aufzustellen, um so ein umfassendes Erinnern an eine menschenverachtende Epoche sichtbar zu machen.

Jene Steine, die im Holocaust Museum in Budapest auf das Stahlobjekt gelegt wurden, sind lebendiger Beweis dafür, wie sehr dieses Mahnmal angenommen und akzeptiert wurde. Mein besonderer Dank gilt all jenen, die meine Dokumentation durch Originalfotos, Briefe und andere schriftliche Quellen unterstützt und bereichert haben. Ich hoffe, dass mir auch weiterhin Ihre Unterstützung zu teil wird.

Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter – Kurze Chronologie der Ereignisse

**Szabalcz Szita, Direktor Holocaust Dokumentationszentrum und Gedenksammlung, Budapest und
Ungarische Akademie der Wissenschaften, Budapest**

■ **MÄRZ 1944**

- 19. März** Deutsche Okkupation Ungarns
- 21. März** Auf Befehl des Eichmann-Kommandos wird in Budapest der Zentrale Judenrat eingerichtet.
- 27. März** Die erste Gruppe ungarischer politischer Gefangener aus Budapest kommt in Oberlanzendorf an.



29. März Die Sztójay-Regierung gibt eine große Anzahl von Verordnungen gegen Juden heraus, von denen eine die Juden verpflichtet, ab 5. April den Judenstern zu tragen.

31. März László Endre, Staatssekretär im Innenministerium, verlautet in einer Radioansprache: Das Judentum „muss in seiner Gesamtheit aus dem Leben in Ungarn beseitigt werden“.

■ APRIL 1944

1. April Die Städte Beregszász, Munkács und Ungvár werden militärisch abgeriegelt, die Gettoisierung der örtlichen Juden wird vorbereitet.

7. April Vertrauliche Verordnung über die Zusammenstellung von Namenslisten der Juden nach Siedlungen und über die Vorbereitung der Deportationen nach Gendarmeriebezirken

27. April Ferenc Chorin, ungarischer Industriemagnat, wird von der SS aus Oberlanzendorf nach Budapest zurückgeschickt.

29./30. April Abfahrt der ersten Deportationszüge aus Bácsstopolya, Nagykanizsa und dem bei Budapest liegenden Internierungslager Kistarcsa.

■ MAI 1944

4./5. Mai Transportkonferenz am Wiener Rennweg. Es wird beschlossen, dass aus Ungarn täglich vier Zuggarnituren abfahren sollen.

11. Mai Als Vorbereitung für die Massendeportationen wird ein 48-köpfiger „Ratgeberstab“ des Eichmann-Kommandos nach Munkács geschickt.

14. Mai Aus Nyíregyháza und Munkács fahren die ersten Zuggarnituren der Massendeportationen mit 3200 und 3169 „Transportjuden“ ab.

■ JUNI 1944

2. – 5. Juni Auf Befehl des Eichmann-Kommandos werden auf dem neuen Wiener Judenfriedhof die aus Gänserndorf überführten Leichname von 53 ungarischen Deportierten in den Gräbern 11 und 12 der Gruppe 22 begraben.

14. Juni Verlautbarung von Rezső Kasztner beim Zentralen Judenrat: Er habe mit dem Eichmann-Kommando den Transport von 30.000 ungarischen Juden gegen Kopfgeld in die Umgebung von Wien vereinbart.

■ JULI 1944

6. Juli In West- und Südungarn, in den Gendarmeriebezirken III und IV, beginnt die Deportation der Juden. Die Horthy-Regierung beschließt die Deportationen zu stoppen.

8. Juli Die Deportation der Juden aus der ungarischen Provinz wird abgeschlossen. Der Kasztner-Zug kommt in Bergen-Belsen an.

9. Juli Raoul Wallenberg kommt mit einer humanitären Mission in die schwed. Botschaft nach Budapest.

11. Juli Bericht des Reichsbeauftragten Veessenmayer aus Budapest: Bis zum vorhergehenden Tag wurden mit 147 Zuggarnituren 437.402 Juden aus Ungarn deportiert.

18. Juli Die ungarische Gendarmerie nimmt Rezső Kasztner fest; er kommt für neun Tage in Einzelhaft.

20. Juli Gemäß geheim angefertigten Aufzeichnungen auf dem Kaschauer Bahnhof wurden vom 14. Mai bis zum 20. Juli über Kaschau 401.439 Juden aus Ungarn transportiert.

27. Juli Gegen das Verbot der Horthy-Regierung deportiert das Eichmann-Kommando 1.500 internierte Ungarn nach Deutschland.



■ AUGUST 1944

- 9. August** Der Direktor der ungarischen Kultusgemeinde der orthodoxen Juden, Fülöp Freudiger, flieht mit seiner Familie und Freunden nach Rumänien.
- 21. August** Erstes Zusammentreffen zwischen Saly Mayer, Rezső Kasztner und Kurt Becher. Die Verhandlung findet auf der Deutschland und die Schweiz verbindenden Brücke statt. Aus der Kasztner-Gruppe kommen 318 Juden aus Bergen-Belsen in der Schweiz an.
- 24. August** Infolge des polit. Umsturzes in Rumänien und im Zuge der Flucht der Sachsen aus Siebenbürgen reisen Eichmann und mehrere Offiziere seines Kommandos aus Budapest ab.
- 29. August** In Budapest wird eine neue Regierung gebildet. Ministerpräsident wird Generaloberst Géza Lakatos.

■ SEPTEMBER 1944

- 3. Sept.** Das zweite Treffen zwischen Saly Mayer und dem Bevollmächtigten Kurt Becher am gleichen Ort wie zuvor. 5. László Baký wird als Staatssekretär für Inneres entlassen.
- 7. Sept.** László Endre wird als Staatssekretär für Inneres entlassen.
- 28. Sept.** Rezső Kasztner trifft zum 3. Mal in der Schweiz mit Saly Mayer zusammen.

■ OKTOBER 1944

- 15. Okt.** Die Horthy-Regierung erklärt im Radio die Absicht Ungarns, aus dem Krieg auszutreten. Die Deutschen verhelfen dem rechtsradikalen Ferenc Szálasi und seiner Partei zur Macht.
- 17. Okt.** Eichmann und seine Offiziere kehren nach Budapest zurück.
- 20. Okt.** In Budapest werden alle Juden; zwischen 16 und 60 Jahren zur Zwangsarbeit verpflichtet. Gegen die Juden in Ungarn wütet totaler Terror.

■ NOVEMBER 1944

- 2. Nov.** Auf Forderung von Veessenmayer und Eichmann werden innerhalb einer Woche zwischen 15.000 und 17.000 ungarische Zwangsarbeiter der SS bei Hegyeshalom-Nickelsdorf übergeben.
- 8. Nov.** Auf Befehl des Eichmann-Kommandos werden von den sich am Stadtrand von Budapest befindlichen Ziegelfabriken Juden in Richtung reichsdeutsche Grenze in Marsch gesetzt.
- 12. Nov.** Die Zusammenführung der mit einem Schutzpass ausgestatteten Juden in den „geschützten“ Häusern beginnt.
- 17. Nov.** Ferenc Szálasi verkündet den Plan für die Endlösung der Judenfrage in Ungarn. Er teilt die Juden in sechs Kategorien ein.
- 20. Nov.** Wegen internationaler Interventionen stoppt Ferenc Szálasi die Fußmärsche nach Hegyeshalom. Eichmann fordert deren sofortige Wiederaufnahme.
- 26. Nov.** Kurt Becher kommt nach einem Treffen mit dem SS-Reichsführer Himmler nach Budapest zurück.
- 28. Nov.** Rezső Kasztner reist zu Verhandlungen in die Schweiz.
- 28./29. Nov.** Die noch in Budapest zurückgehaltenen „geschützten“ Arbeitsbataillone, bestehend aus 17.000 Zwangsarbeitern, werden an die reichsdeutsche Grenze transportiert und der SS übergeben.



■ DEZEMBER 1944

- 2. Dez.** Die Mehrzahl der Budapester Juden wird im Ghetto in der Innenstadt auf der Pester Seite der Hauptstadt zusammengepfertcht.
- 7. Dez.** Die zweite Gruppe des Kasztner-Zuges erreicht mit 1368 Juden die Schweiz.
- 10. Dez.** Das Pester Ghetto wird geschlossen.
- 24. Dez.** Die Rote Armee schließt Budapest ein. Unmittelbar vor dem Sturm auf die Stadt entfliehen Adolf Eichmann und seine Offiziere aus Budapest.

■ JÄNNER 1945

- 1. Jänner** Ottó Komoly und Artúr Weiss, zwei herausragende Persönlichkeiten des zionistischen Selbstschutzes, werden von bewaffneten Pfeilkreuzlern verschleppt und umgebracht.
- 9. Jänner** Rezső Kasztner trifft in Wien mit Dieter Wisliceny zusammen.
- 16. Jänner** Die Rote Armee besetzt die Pester Seite bis zur Donau. Die in den „geschützten“ Häusern untergebrachten Juden gewinnen ihre Freiheit zurück.
- 18. Jänner** Die 70.000 Juden des Pester Ghettos werden befreit.

■ FEBRUAR/MÄRZ 1945

- 11. Februar** Saly Mayer, Rezső Kasztner und Kurt Becher treffen erneut an der Schweizer Grenze zusammen.
- 13. Februar** Auch die Budaer Seite der Hauptstadt wird von der Roten Armee eingenommen.
- 17. März** Die provisorische ungarische Nationalregierung beschließt, die Gesetze gegen die Juden für nichtig zu erklären.
- 24./25. März** NSDAP-Parteifunktionäre und SS-Männer machen in Rechnitz ungarische Juden nieder.
- 29. März** Die Szálasi-Regierung ist auf der Flucht. Ihr Sonderzug verlässt bei Köszeg Ungarn. Die Rote Armee erreicht bei Klostermarienberg, Lutzmannsburg und Rechnitz österreichisches Gebiet.
- 30./31. März** Oberleutnant Tibor Almásy rettet 400 Zwangsarbeiter in Sopron vor dem sicheren Tod.

■ APRIL 1945

- 11.–13. April** Die Kriegshandlungen auf ungarischem Territorium werden beendet.
- 13. April** Ermordung von 76 ungarischen Juden in Göstling a. d. Ybbs.
- 15. April** Unter größter Geheimhaltung werden der ehemalige Ministerpräsident Miklós Kállay und Miklós Horthy jun., der am 15. Oktober 1944 entführte Sohn des ungarischen Reichsverwesers, aus dem KZ Mauthausen nach Dachau und in der Folge nach Südtirol gebracht.
- 15. April** Ermordung von 90 bis 100 ungarischen Juden in Randegg, Erschießung von 42 Juden im Sulzbacher Steinbruch, Erschießung von 21 Juden in Nikolsburg.
- 16. April** Ein zu einem Großteil aus ungarischen Juden bestehender Fußtreck verlässt das KZ Mauthausen in Richtung Gunkirchener Nebenlager.

■ MAI 1945

- 4. Mai** Der erste ungarische Spitalzug kommt in Wiener Neustadt an, um die kranken ungarischen Deportierten nach Hause zu bringen.
- 4./5. Mai** Die amerikanische Armee befreit das KZ Mauthausen und die Lager Gusen II, Linz II und III, Gunkirchen, Lenzing, Schloß Lind und Steyr.
- 20. Mai** Der 1. Zug mit den kranken ungarischen Juden aus Mattersburg kommt in Sopron an.



■ JUNI 1945

22. Juni Das amerikanische Joint-Komitee Budapest wird gebildet.

■ OKTOBER 1945

3. Oktober Die amerikanische Besatzungsbehörde überstellt die erste Gruppe der ungarischen Hauptkriegsverbrecher, unter ihnen Ferenc Szálasi, Andor Jaross und László Endre, von Salzburg nach Budapest.

28. Oktober In Budapest beginnen die Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher.

Zwangsarbeit und Todesmärsche

Szabals Szita

Das Arbeitslager Engerau am Festungsabschnitt Nord bestand aus zwei Hauptlagern, am Abschnitt Mitte gab es ein Lager zwischen Donnerskirchen und Purbach sowie eins in Siegendorf. Am Bauabschnitt Süd gab es je ein Lager in Fertőrákos, Schattendorf, Ágfalva, Sopron, Sopronbánfalva, Balf, Harka, Kópháza, Nagyeeenk, Hidegség, Ilonamajor und Deutschkreutz. Die am Bauabschnitt Kőszeg schuftenden 8000 Häftlinge wurden in vier Lagern untergebracht.

Auch in umliegenden Ortschaften wie Baumgarten, Bruck an der Leitha, Felixdorf und Lichtenwörth, Neudörfel a. d. Leitha, Neusiedl am See und Oggau waren Ungarn – ehemalige Hilfsarbeiter in der Armee, deportierte Juden – im Einsatz. Sie arbeiteten in Ziegelbrennereien und Steinbrüchen sowie an verschiedenen Festungsbaustellen.

Die NS-Bauleitungen ließen diese völlig wert- und sinnlosen Festungssysteme der Reichsschutzstellung in größter Eile erbauen. Die Schanzarbeiter mussten unsägliche, fürchterliche Martern erleiden, und infolge der brutalen Misshandlungen, durch Hungersnot und Erkrankungen gab es enorme Verluste an Menschenleben. Für die meisten Arbeitslager entlang des Südostwalls gilt die Regel, dass jeder dritte Häftling ums Leben kam. Am 2. Dezember 1944 kamen in geschlossenen Viehwaggons 2000 jüdische Männer aus Budapest, die zuvor im Verband der ungarischen Armee den so genannten „militärischen Arbeitsdienst“ leisteten, in Engerau an. Die deutsche Bauleitung „Unterabschnitt Engerau“ ließ sie in Gruppen zu je 150 Mann zusammenstellen und verordnete das Tragen des so genannten „Judensterns“.

Am Bau des Ostwalls waren außerdem noch Fremd- und Ostarbeiter – Franzosen, Jugoslawen und Ukrainer beschäftigt. Ebenso russische Kriegsgefangene, diese waren allerdings beim Einsatz wie im Quartier von den anderen streng abgesondert. Die ungarischen Deportierten waren nicht nur beim Schanzen eingesetzt, sie arbeiteten in erster Linie bei Waldrodung und im Steinbruch. Die Häftlinge wurden Tag für Tag schonungslos zur Arbeit angetrieben, und wer aus der Reihe fiel, wurde von den SA-Männern der Wachmannschaft auf der Stelle erschossen und notdürftig verscharrt. SS-Lagerkommandant Starozinski ließ dem Massaker freien Lauf, was ebenfalls zum steten Rückgang des Lagerbestandes beitrug.

Am 29. März 1945 wurde hier die Schanzarbeit eingestellt. Noch am selben Nachmittag metzelten die österreichischen SA-Wachleute die Häftlinge im Krankenrevier - 102 Männer und eine Frau - nieder. In der Nacht wurden die 1500 bis 1600 ungarischen Juden, die die Engerauer Zeit überlebten, in Marsch gesetzt. Wer nicht Schritt halten konnte und aus der Kolonne fiel, wurde ohne Umschweife niedergeschossen. Am 6. April kam diese Gruppe in Mauthausen an. Nach dem Krieg wurden auf dem Engerauer Friedhof fünf Massengräber ent-



deckt. Von den 560 exhumierten Leichen konnten 86 Opfer, ehemalige Häftlinge des Lagers, auf Grund ihrer vorgefundenen blutverschmierten Papiere identifiziert werden.

Am Festungsabschnitt Mitte wurden im Dezember 1944 insgesamt 700 ungarische Juden, ehemalige Zwangsarbeiter bei der ungarischen Armee, im geräumten Weinkeller einer Meierei zwischen Donnerskirchen und Purbach zusammengepfercht. Sie holzten Wälder ab und hoben Gräben aus. Neben der sinnlosen Schufterei machten ihnen die Misshandlungen und Gräueltaten ihrer Peiniger schwer zu schaffen. Besonders der österreichische Bauleiter am Streifen, Nikolaus Schorn, und der SA-Mann Otto Seitz taten sich in den Grausamkeiten hervor und luden viele Opfer auf ihr Gewissen.

In der Nähe der Einsatzstellen am Rande der Siedlung Donnerskirchen lagen überall Leichen umher. Jede von der Wache für „strafbar“ gehaltene Handlung wurde mit dem Tode bestraft. Schorn „belohnte“ die Täter für jeden umgebrachten ungarischen Juden mit zehn Zigaretten. Wenn Schanzarbeiter wegen Krankheit nicht ausrückten, drohte der brutale Bauleiter, sie an Ort und Stelle in ihrem Kellerquartier zu vergasen. Als „Naturtherapie“ ließ er Schwerkranke im tür- und fensterlosen Stall des Meierhofs „isolieren“, zum Zweck der „Fiebersenkung“ ließ er die Unglücklichen nackt im Schnee liegen.

Dieses Schanzarbeiterlager wurde gleichfalls am 29. März 1945 geräumt. Die Häftlinge wurden in Fußmärschen Westen getrieben. Aus den nach dem Krieg exhumierten Gräbern nahe Purbach kamen die Leichen von 540 Deportierten zum Vorschein.

Weitere 1100 zum Ostwallbau beordnete Deportierte wurden in den Trocken- und Lagerräumen der Zuckerfabrik Patzenhofer in Siegendorf untergebracht. Sie hoben Panzer- und Laufgraben aus, bauten Straßensperren oder legten Schienen für die Eisenbahn. Ihr Einsatzgebiet erstreckte sich zwischen Siegendorf und Schattendorf, nahe Sopron. Die Überlebenden berichteten nachher einhellig, die Behandlung und Unterbringung seien in Siegendorf „erträglich“ gewesen. Einige Erinnerungsberichte bekundeten die Hilfeleistung der österreichischen Zivilbevölkerung. Auf Hinrichtungen und Martern verweisen keine der Angaben. Laut Berichtsstand befand sich im März 1945 zwei Drittel der Häftlinge in miserablen körperlichem Zustand: Die meisten waren schon völlig entkräftet, verletzt oder krank. Am 25. März beerdigten sie in einem Papiersack ihren Häftlingskameraden János Vajda, Dichter und Journalist, dessen Tod in Siegendorf erst 1961 geklärt wurde. Bei der Evakuierung des Lagers wurden am 27/28. März schätzungsweise 300 bis 400 einsatzfähige Häftlinge in Marsch gesetzt, sie wurden später in Waggons verladen und landeten nach achttägiger Bahnfahrt in Mauthausen. In Siegendorf blieben nur die Kranken zurück, die am 1. April ihre Befreiung erlebten.

In Schattendorf, benachbart mit Siegendorf auf der österreichischen und mit Ágfalva auf der ungarischen Seite, wurde Anfang 1945 das Arbeitslager für ungarische Juden errichtet. Ihre Zusammensetzung zeigte ein recht buntes Gemisch, es gab unter ihnen welche aus Komárom, aus dem Internierungslager Győr, aus jenen jüdischen Gruppen, die man in der Kaserne bzw. in den Ziegeleien von Sopron interniert hatte, aber auch einige Reste von Kompanien aus dem früheren Militärarbeitsdienst. Meist hatten diese in dem geräumten Schulgebäude untergebrachten Häftlinge Laufgraben, manchmal auch Panzergraben auszuheben. Abgesehen von dem auch hier stark hochgeschraubten Arbeitstempo berichteten die ehemaligen Schattendorfer Schanzer über eine „erträgliche“ Behandlung seitens der SA-Wachmannschaft. Nach Meinung vieler Überlebender sei ihre verhältnismäßig annehmbare Lage von damals dem Umstand zu verdanken, dass die Wahrung ihrer Arbeitsfähigkeit im deutschen Interesse lag. Seuchen wie der Flecktyphus verschonten natürlich diese Häftlinge nicht. Bei der Evakuierung des Lagers wurden viele Kranke zurückgelassen, am 28. März 1945 setzten sich etwa 300 Deportierte unter SS-Aufsicht Richtung Mauthausen in Marsch. Im Hof des Schattendorfer Hauses Hauptstraße 88 wurden später die sterblichen Überreste dreier ehemaliger Schanzarbeiter exhumiert. Diese namenlosen Opfer des Festungsbaus, ehemalige Deportierte aus Ungarn, die wohl neben ihrem damaligen Quartier verscharrt worden sind, fanden 1956 auf dem jüdischen Friedhof von Mattersburg ihr Grab. Bei



Deutschkreutz südlich von Kópháza sollte ein weit verzweigtes Netz von Panzer- und Laufgraben entstehen. Den Angaben von Leopold Banny zufolge waren hier 5000 Ostarbeiter, 2000 ungarische Juden sowie Polen, Ukrainer und 30 französische Häftlinge im Einsatz. Am 26. November trafen 1500 ungarische Deportierte weiblichen Geschlechts in Deutschkreutz ein. Sie hatten auf den Dachböden von Schafställen ihr dürftiges Quartier und verrichteten auf den Esterházy-Gütern Landarbeit. Bereits im Dezember wurde in ihren Reihen ein „Abgang“ von 95 Personen registriert. In den letzten Tagen des Jahres wurden die fehlenden Arbeitskräfte durch Deportierte männlichen Geschlechts ersetzt, die vorwiegend zur Beschaffung von Baumaterial beschäftigt wurden. Die Bauleitung zeigte sich auch in dieser Hinsicht nicht besonders zimperlich: Die Grabsteine von jüdischen Friedhöfen – die einst hier ansässigen Juden waren schon längst vertrieben – wurden zum Bau von Unterständen und Straßensperren verwendet.

Die ungarischen Häftlinge fürchteten am meisten Rottenführer Scherer von der Lagerwache. Der SS-Mann hatte längere Zeit hindurch die Angewohnheit, jeden zweiten Tag 14 erschossene ungarische Juden begraben zu lassen. Es kam mehr als einmal vor, dass Scherer und seine Helfershelfer, zwei SS-Männer, die zum Verscharren beorderten Schanzarbeiter ebenfalls erschossen. In und um Deutschkreutz kamen insgesamt 650 deportierte Juden aus ums Leben.

Nach der dritten Welle der Deportationen 1944 befanden sich in den Arbeitslagern an der Festungslinie Niederdonau insgesamt 35.000 ungarische Juden. Bis April 1945 fanden 10.000 bis 11.500 Häftlinge – 3000 von ihnen im deutsch-ungarischen Grenzgebiet – den Märtyrertod.

Entlang der Festungslinie Steiermark war es eine Seltenheit, wenn ein Arbeitslager in den Wirtschaftsgebäuden eines Dorfes eingerichtet wurde. Hier hat man als Häftlingsquartier eher Einzelgehöfte, alleinstehende Scheunen und Ställe oder geräumte Schulgebäude außerhalb oder höchstens am Rand der Dörfer bevorzugt. Für die Bewachung der Deportierten sorgten SA-Männer, österreichischer „Volkssturm“, gelegentlich auch Ukrainer und kroatische Ustaschi, die mit den Deutschen kollaborierten.

Bis Ende März 1945 gibt es keine Angaben darüber, dass ungarische Juden am Stellungsbau bei Rechnitz eingesetzt worden waren. In diesem Bauabschnitt lediglich 30 km von Szombathely entfernt - schanzten Fremdarbeiter aus vielen verschiedenen Nationen, ihre Anzahl schwankte zwischen 3000 und 5000. Die Bauleitung residierte im Rechnitzer Batthyány-Schloss, das Kommando über die Bauabschnitte Burg, Rechnitz I oblag Ortsgruppenführer Franz Podezin und das über Rechnitz II Josef Muralter.

Im Zuge der Evakuierung des Arbeitslagers in Kőszeg wurden am 23. und 24. März 1945 nahezu 1000 ungarische Juden mit der Eisenbahn zum Unterabschnitt Burg gefahren. Dort stellte sich heraus, dass 200 bis 250 von diesen Leuten einsatzunfähig waren, sie wurden auf Befehl der NSDAP-Kreisleitung Oberwart -unverzüglich nach Rechnitz weiterkommandiert.

Die völlig verlausten, verdreckten und ausgemergelten Unglückseligen kamen am 24. März gegen 18 Uhr auf dem Rechnitzer Bahnhof an. Sie konnten kaum aus den Waggonen klettern, drei Leute starben vor Erschöpfung. Josef Muralter ließ daraufhin die marschunfähigen ungarischen Juden per Lkw abtransportieren. Sie wurden in sieben Touren zum so genannten Schweizer Meierhof von Rechnitz gefahren und dort in der Querscheune untergebracht. Um Mitternacht erließ Ortsgruppenführer Podezin den Befehl zur Liquidierung der Neuankömmlinge. Diensthabende der Waffen-SS zogen mit einigen Zwangsarbeitern auf die Flur der Meierei und ließen diese eine L-förmige Schanze graben. Der weitere Verlauf der Ereignisse lässt sich aus den Gerichtsakten der Wiener Staatsanwaltschaft von 1947 rekonstruieren. Die erschöpften Häftlinge wurden geweckt und splitternackt ins Freie getrieben. Die aus dem Schloss gekommenen Nazi-Bonzen ermordeten sie in Gruppen von 50 Mann durch Genickschuss - oder töteten sie durch irgendeine andere Weise, einige wurden zum Beispiel erschlagen. Nur zwei, drei Häftlinge überlebten das Nächtliche Massaker. Die Ermordeten wurden am nächsten Tag auf Befehl der Nazis von denselben ungarischen Zwangsarbeitern bestattet, die in der Nacht zuvor auch



die „Schanze“ auszuheben hatten. Diese Häftlinge mussten außerdem die zurückgelassene Kleidung und Ausrüstung der niedergemetzelten Opfer auf Lastautos verladen.

Den später an dieser Wiese vorbeiziehenden Fußtrecks bot sich ein trostloser Anblick: Blutspuren, Fleischfetzen, zerstreut herumliegende zerknüllte Fotos und Papiere überall.

Damit war die Rechnitzer Tragödie noch nicht zu Ende. Franz Podezin ließ die Unglückseligen, die die Nazis als Henkersknechte verwendeten, am 25. März in den Abendstunden nicht weit vom städtischen Schlachthofhinführen. Sie wurden von den SS-Männern erschossen bzw. teilweise wahrscheinlich erschlagen, denn bei der Exhumierung der Leichen am 22. März 1946 kamen auch zertrümmerte Schädel zum Vorschein. In der Zeit von 23. März bis 29. März 1945 befanden sich mehrere hundert ungarische Häftlinge in Rechnitz. Die Frauen gruben Laufgräben aus bzw. hielten diese instand, die Männer bauten Straßensperren und unterirdische Bunker. Die systematische Vernichtung dieser Menschen dauerte bis zum letzten Tag der Schreckenszeit an.

Ungarische Deportierte schanzten auch in den nahe gelegenen Ortschaften Schachendorf und Schandorf südlich von Rechnitz. Im Jänner 1945 hatte das Lager Schachendorf 3000 Insassen, die, von den üblichen Beschimpfungen und Schlägen abgesehen, hier eine erträglichere Behandlung und eine bessere Verköstigung erhielten als ihre Schicksalsgefährten in den anderen Lagern der Reichsschutzstellung. (Das Lager stand unter dem Kommando eines invaliden Hauptmanns Neuss oder Neiss.) Trotz strengen Verbots erhielten die Deportierten von den Dorfeinwohnern gelegentlich Hilfestellung, zusätzliche Lebensmittel, was zum Überleben der Häftlinge beitrug.

In der zweiten Februarhälfte gab es im Lager eine Selektion. Die dauerhaft arbeitsfähigen eingestuftten gesunden Zwangsarbeiter wurden über Wien nach Dachau überstellt, und sie mussten fortan in der dortigen Munitionsfabrik Arbeitseinsatz leisten. Der Lagerstand sank dadurch nur geringfügig und überhaupt lediglich vorübergehend, denn die ungarischen Pfeilkreuzler sorgten schnell für Menschennachschub. Mitte März lag die Häftlingsstärke bei 4000 bis 5000.

Am 29. März 1945 wurde die ungarische Stadt Szombathely von der Roten Armee eingenommen, daraufhin übernahm eine SS-Einheit die Wache über die kranken Häftlinge von Schachendorf. Doch die sonst übliche Liquidierung blieb infolge des sowjetischen Artilleriefeuers diesmal aus. Nach der Evakuierung des Lagers blieben nahezu 400 Kranke zurück. Einige von ihnen haben wohl befürchtet, noch weiter verschleppt oder gar vernichtet zu werden, und versteckten sich. Aus ihren Unterschlüpfen konnten sie aber nachher nicht mehr herauskommen, ihre Leichen wurden später bei den Räumungsarbeiten nach Kriegsende teilweise in mumifiziertem Zustand geborgen. Das Arbeitslager in Schandorf war in einem verlassenen Keller der Gemeinde eingerichtet. Die hier untergebrachten rund 750 ungarischen Juden aus Szombathely wurden von der kroatischen SS beaufsichtigt. Ihr täglicher mühsamer Einsatz bestand aus der Aushebung von Panzergräben und Unterständen. Am 1. April, nach der Evakuierung des Lagers, wurden sie weiter nach Westen verschleppt und kamen in über Graz und Bruck an der Mur nach Mauthausen. In Hammersdorf am Tauchen, unweit von Schandorf, waren im Februar und März 1945 ebenfalls ungarische Juden im Einsatz: in Burg am Fuße des Eisenbergs die ehemalige Hilfskompanie III/5 unter dem Kommando der OT und am Hang des Königsbergs 60 bis 100 Zwangsarbeiter unter der Aufsicht kroatischer SS-Männer. Das Lager Hammersdorf wurde am 27./28. März evakuiert.

Am Bauabschnitt Kohfidisch existierten in mehreren kleinen Ortschaften Arbeitslager für die Ostwallarbeiter. In Deutsch-Schützen im Pinkatal zum Beispiel wurden die im Februar 1945 eingetroffenen ungarischen Juden in dem Gasthaus des Dorfes einquartiert. Über Verpflegung und sanitäre Anlagen gab es keine Klagen, die Häftlinge wurden sogar desinfiziert. Nach den Aussagen des ehemaligen Deportierten László Wirth erhielten einige Ungarn vom Müller Tunner Hilfe, der ihnen längere Zeit hindurch regelmäßig Brot und Zigaretten zusteckte. Der hilfsbereite Österreicher bemühte sich außerdem, den Häftlingen Chancen zur Flucht zu verschaffen.

An diesem Bauabschnitt waren im März mehrere tausend Ungarn im Einsatz. Zusammen mit den aus Fert_rá-



kos und Szombathely herbefohlenen Zwangsarbeitern lag ihre Anzahl bei 4000 bis 5000. Am Tag der Evakuierung setzten die Deutschen die überwiegende Mehrheit der Häftlinge nach der Brotausgabe in Marsch, wie es hieß „zu einem neuen Einsatzort“. Die etwa 210 zurückgelassenen marschunfähigen ungarischen Juden wurden von neun Hitlerjungen – meist Mittelschüler – aus Mariasdorf bewacht. Das Drama der Deutsch-Schützer Häftlinge ging rasch zu Ende. Am 29. März befahl HJ-Bannführer Alfred Weber 60 Deportierte mit Spaten und Spitzhacken gerüstet in den Wald. Die Unglücklichen ahnten nicht, dass sie sich auf ihren letzten Weg begaben. Die jungen HJ-Pimpfe an der Spitze mit Weber und einem gewissen Aldrian ließen die Häftlinge in zwei Gruppen am Rand der Laufgraben aufstellen. Die herbeigerufenen SS-Männer durchsuchten zuerst die Sachen der um ihr Leben flehenden Todgeweihten, dann feuerten sie unter aktiver Mitwirkung der militärisch ausgebildeten Jugendlichen mit Maschinenpistolen auf die Jammergestalten los und erschossen sie alle kaltblütig.

Die anderen noch in Deutsch-Schützen festgehaltenen ungarischen Häftlinge hatten ihre Rettung vor ähnlichen Massenhinrichtungen nur dem raschen Vormarsch der Roten Armee zu verdanken. Doch nicht alle 150 nach Hartberg in der Steiermark in Marsch gesetzten Juden konnten den Tag ihrer Befreiung erleben, da ihre gehässigen Begleiter jeden, der während des anstrengenden Gewaltmarsches zurückfiel oder am Straßenrand zusammensackte, auf der Stelle erschossen.

Im Februar/März 1945 befanden sich ungarische Juden, ehemalige Mitglieder der Einheiten des waffenlosen Militärdienstes bei der ungarischen Armee, auch in Eberau an der Pinka. Einige hundert dieser Häftlinge hatten auf dem bloßen Fußboden des geräumten Schulgebäudes ihr Nachtquartier, tagsüber schanzten sie unter SA-Aufsicht Stellungen in Richtung Kulm. Im ebenerdigen Gemeindehaus des Schlosses Erdödy am südlichen Rand der Gemeinde wurden ehemalige Mitglieder der ungarischen Arbeitsdivision 107/308 einquartiert. Für täglich zwölf Stunden harte Schanzarbeit erhielten diese Menschen nur eine Mindestverpflegung. Zu schweren Misshandlungen und Gräueltaten kam es hier nicht. Die ungarischen Häftlinge von Eberau wurden am 29. März in Reih und Glied gestellt und nach Mauthausen in Marsch gesetzt. Während der Evakuierungsmärsche März 1945 passierten zahlreiche ungarische Deportierte die an der historischen Weinstraße liegende Gemeinde Gaas im Pinkatal. Südlich vom stillen Dörfchen, wo auf einer Anhöhe des Kulmer Waldes das heute berühmteste Maria-Heiligtum im Burgenland, ein bedeutender Wallfahrtsort zu finden ist, wurden am 25. März nahezu 1000 ungarische Juden von Angehörigen der Hitlerjugend übernommen. Einige vom anstrengenden Marsch bergauf völlig erschöpften Juden, die am Ende der Kolonne zurückblieben bzw. zu Boden sanken, wurden auf Befehl von HJ-Bannführer Schiller erschossen. Zur Liquidierung nicht mehr marschfähiger Häftlinge war es schon vorher im Zentrum von Gaas gekommen, aber auch bei Höll, wo Walter Steiner und zwei uniformierte Politische Leiter vom Wachpersonal zwei ungarische Juden ermordeten.

Ebenfalls am 25. März, dem Palmsonntag, wurden ungarische Schanzarbeiter unter HJ-Aufsicht an der Maria-Weinberg-Kirche vorbei nach dem nahe gelegenen Heiligenbrunn getrieben. Das erste Opfer wurde noch auf dem Weg zur Wallfahrtskirche erschossen, das zweite fiel etwas später, als die Glocken bereits zum Fest läuteten. Für weitere völlig erschöpfte und entkräftete Juden endete in der Meierei von Heiligenbrunn nicht nur der tödliche Gewaltmarsch. Auch in Strem, dieser ungefähr in der Mitte des Güssinger Festungsabschnittes gelegenen Ortschaft, arbeiteten Zwangsarbeiter aus Ungarn. Rund 600 von ihnen waren in einem Getreidespeicher einquartiert, ihr Einsatz erfolgte unter SA- und OT-Aufsicht und erwies sich als recht „abwechslungsreich“: Sie haben Panzergraben aus oder bauten Bunker, Unterstände und Stellungen. 1985 wurden in Strem die sterblichen Überreste von 80 ehemaligen ungarischen Zwangsarbeitern exhumiert. Etliche Schädel ließen Spuren eines Kopfschusses erkennen. Am 25. März 1945 hatte eine Gruppe ungarischer Juden über Strem in Reinersdorf anzurücken, um die dort eingesetzten Schanzarbeiter abzulösen. Einige von ihnen sind niemals angekommen, sie wurden von Angehörigen der Wachmannschaft auf dem Fußmarsch zwischen Strem und Heiligenbrunn niedergemetzelt. Einige dieser Täter wurden 1948 vom Grazer Landesgericht zur Verantwortung



gezogen. In der Waldung zwischen Strem und Reinersdorf erlagen am 27. März weiter ungarische Juden den Gräueltaten der Wachen. Wir kennen auch in diesem Fall weder die Namen noch die genaue Anzahl der Opfer. Es gibt noch einige Beispiele an Orten und Lagern in denen ungarische Juden Gräueltaten, Misshandlungen und fürchterliche Arbeitsbedingungen erleiden mussten.

Der Einsatz ungarischer Juden in Siegendorf

Dieter Sorger

Im Spätherbst 1944 wurde in Siegendorf mit den Bauarbeiten am so genannten Südostwall begonnen. Neben der ansässigen Bevölkerung, Hunderten von „Freiwilligen“ aus dem Gau Niederdonau und Kriegsgefangenen kamen ab November auch ungarisch-jüdische Arbeitsdienstler zum Einsatz. Der Vernichtung durch Adolf Eichmann entkommen, gelangten sie auf Fußmärschen über Hegyeshalom bzw. Zurndorf ins „Reich“ und wurden über Ödenburg nach Siegendorf transportiert, wo sie in einer Lagerhalle der Zuckerfabrik untergebracht wurden¹⁾.

Dort mussten sie auf dem nackten Boden schlafen, nur wenige hatten Decken. Das Essen war unzureichend, Waschgelegenheiten gab es nicht. Nur mit Fetzen bekleidet mussten diese Menschen Tag für Tag Schwerstarbeit leisten. Die Lebensbedingungen waren katastrophal. Die Todeszahlen im Lager Siegendorf waren besonders in den ersten Monaten des Bestehens sehr hoch. Janos Hajnal, ein ungarisch-jüdischer Arzt aus Budapest, war mehrere Monate im Judenlager Siegendorf interniert. Er erinnert sich an diese schrecklichen Tage: *„Die Wache bestand aus Männern der Organisation Todt, aus Leuten vom Volkssturm und aus einem einzigen SS-Mann. Diese Menschen haben niemanden totgeschlagen und niemanden totgeschossen. Aber es gab sehr wenig zu essen, und der Flecktyphus brach aus. Es waren zwar Ärzte unter uns, aber sie konnten niemanden retten, denn es gab keine Medikamente“*.²⁾

Der Hauptgrund für die hohen Sterbezahlen lag im Ausbruch einer Flecktyphusepidemie. Durch die schlechte Versorgungslage körperlich geschwächt, hatten die Infizierten nahezu keine Überlebenschancen. Von den 1.000 – 1.200 Lagerinsassen fielen mindestens 400 den katastrophalen Lebensbedingungen zum Opfer³⁾.

Die Evakuierung der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter wurde am 28. März 1945 angeordnet. Ein Kradmelder der Abschnittsleitung in Eisenstadt übermittelte den Befehl, wonach alle marschfähigen Arbeiter zusammengefasst und in einem geordneten Treck über St. Margarethen in Richtung Norden zu transportieren seien. 200 Personen waren zu schwach für den Weitermarsch. Sie erhielten die Erlaubnis im Lager verbleiben zu dürfen. Der Rest – Janos Hajnal schätzt deren Zahl von mindestens 400 Personen – setzte sich noch am 28. März in Bewegung. Ihr Weg führte sie über das Leithagebirge nach Gramatneusiedl, von wo sie per Bahn in Richtung Mauthausen gebracht wurden. In den Maitagen 1945 wurden sie schließlich vom KZ Mauthausen ins Lager Gunkirchen verlegt, wo sie schließlich von der US-Army befreit wurden⁴⁾.

¹⁾ vergl. dazu: Dieter Sorger, Michael Achenbach: Der Einsatz ungarischer Juden am Südostwall im Abschnitt Niederdonau 1944/45; Diplomarbeit am Institut für Zeitgeschichte, Wien 1996; S. 98 – 109; Im Zuge der Recherchen zur Diplomarbeit wurden zahlreiche Interviews geführt und in eine Quellensammlung angelegt.

²⁾ Hannes Zimmermann: Das Burgenland 1945 in „Österreich II“. In: Stefan Karner: Burgenland im Jahr 1945, Eisenstadt, 1985. Beiträge zur Landes-Sonderausstellung 1985, S. 294.

³⁾ Diese Schätzungen ergeben sich aus der Auswertung der Arbeit des ungarischen Holocaust-Forscher Szita Szabolcs, der in zahlreichen Publikationen auch das Lager in Siegendorf behandelt und aus dem Bericht des Zeitzeugen Janos Hajnal. Hajnal besuchte im Zuge der Recherchearbeit zur ersten Folge der Dokumentation „Österreich II“ (genauer Titel „Am Anfang war das Ende“) nach 40 Jahren wieder Siegendorf.

⁴⁾ Solche Gewaltmärsche mit dem Ziel Mauthausen gab es aus allen Judenlagern am Ostwall. In einigen Lagern, wie beispielsweise in Rechnitz, kam es im Zuge der Evakuierung an Massenmorden an den Marschunfähigen. Tausende Juden starben auf den Märschen an Entkräftung oder wurden von den Begleitmannschaften ermordet. Exemplarisch sei die Massentötung am steirischen Präbichl erwähnt, wo hunderte ungarische Juden erschossen wurden. Die Gewaltverbrechen im Zuge der Evakuierungen und in Verbindung mit den „Todesmärschen“ sollten die österreichische Justiz bis in die 60er Jahre beschäftigen.



Die Geschichte ist aber damit noch nicht zu ende erzählt: Die „Zurückgelassenen“ wurden von der Roten Armee befreit. Die Überlebenden des Lagers mussten auf Befehl der Sowjets von der Bevölkerung gesund gepflegt werden. 50 – 70⁹⁾ Personen verstarben dennoch an den Folgen der erlittenen Qualen in den Mauern der Fabrik und wurden am hiesigen Ortsfriedhof begraben. Aus dem Kreis der Personen des Begräbniskommandos entstand das Gerücht, die Verstorbenen seien vor dem abziehenden SS brutal ermordet worden. Dieses nachweislich falsche Gerücht – Überlebende widersprachen der These – ist im Umgang mit Schuld und Verantwortung im Zusammenhang mit Nazi-Verbrechen umso interessanter, da hiermit die Bevölkerung eines Ortes einen Teil ihrer Geschichte negativer darstellt, als er sich tatsächlich zugetragen hatte.

Dennoch ist in Siegendorf im Umgang mit dem Erbe der NS-Zeit kein wesentlich anderer Umgang zu konstatieren als im übrigen Österreich. Bis heute erinnert keine Gedenktafel an Lager, Lagerfriedhof oder die Begräbnisstätte der Opfer des „Siegenderfer Holocaust“.

Der Zwangsarbeitseinsatz und die Todesmärsche ungarischer Jüdinnen und Juden in Österreich 1944/45

Eleonore Lappin, Institut für Geschichte der Juden in Österreich, St. Pölten

Nach der Okkupation Ungarns durch die Deutsche Wehrmacht im März 1944 wurden ungarische Jüdinnen und Juden in mehreren Gruppen zur Zwangsarbeit nach Österreich verschleppt. Die Hintergründe dieser Deportationen und die Lebens- und Arbeitsbedingungen der verschiedenen Gruppen von jüdischen ZwangsarbeiterInnen aus Ungarn waren, wie zu zeigen sein wird, unterschiedlich. Gemeinsam war den verschiedenen Formen des Zwangsarbeitseinsatzes, dass die Deportierten nicht hinter KZ-Mauern interniert waren, sondern in Lagern in österreichischen Städten und Dörfern sowie auf land- und forstwirtschaftlichen Gütern untergebracht waren. Häufig lebten und arbeiteten sie mit österreichischen ZivilistInnen, Kriegsgefangenen und anderen ZwangsarbeiterInnen zusammen, zumindest waren sie für diese aber gut sichtbar. Ihr Leiden und viele der gegen sie verübten Verbrechen der Wachmannschaften blieben der Zivilbevölkerung daher nicht verborgen. Auch die zahlreichen Morde, die im Frühjahr 1945 im Zuge der Todesmärsche nach Mauthausen und Gunkirchen verübt wurden, geschahen häufig vor den Augen von Einheimischen, welche viele der Täter persönlich kannten. Denn die Mörder und Peiniger der jüdischen ZwangsarbeiterInnen waren in der überwiegenden Mehrzahl Österreicher, sie waren Funktionäre der NSDAP, Angehörige des Volkssturms und der SA, der Polizei und Gendarmerie und sogar der Hitlerjugend. Allerdings wurde eine ganze Reihe besonders grausamer Morde von Angehörigen der Waffen-SS verübt. Die Hauptverantwortung für das Leiden und den Tod tausender ungarischer Jüdinnen und Juden lag weniger bei der SS, als bei den Gauleitungen und diesen unterstellten Dienststellen, wobei die Kreisleitungen eine besonders unrühmliche Rolle spielten. Denn sie erteilten den Wachmannschaften die Befehle für die Behandlung der jüdischen Häftlinge sowohl während des Arbeitseinsatzes entlang des Südostwalls als auch während der Todesmärsche.

Nach dem Krieg wurden zwischen 1945 und 1955 eine ganze Reihe von Verfahren wegen Gewaltverbrechen gegen ungarische Jüdinnen und Juden von Volksgerichten in Wien, Graz und Linz, in den Jahren 1946–47 auch von Oberen Gerichten der britischen Militärregierung in der Steiermark sowie nach 1955 einige österreichische Schwurgerichtsprozesse durchgeführt. Bis zur Abschaffung der Todesstrafe im Jahr 1948 wurden bei

⁹⁾ 43 Namen der Opfer sind in den Standesamtsunterlagen der Gemeinde Siegendorf vermerkt.



diesen Prozessen auch Todesurteile ausgesprochen und zum Teil vollstreckt. Allerdings setzten bereits Anfang der 1950er Jahre die NS-Amnestien ein, bis 1957 war die Mehrheit selbst der zu lebenslanger Haft verurteilten Mörder wieder auf freiem Fuß. Die Schwurgerichtsverfahren der 1960er Jahre endeten viel zu oft mit skandalösen Freisprüchen. Da die Bevölkerung von Nachkriegsösterreich NS-Verbrechen nicht nur verzeihen, sondern auch vergessen wollte, wurden zusammen mit den Verbrechen auch ihre gerichtliche Ahndung sehr rasch aus dem kollektiven Gedächtnis der Zweiten Republik verdrängt. Denn beide Tatsachen, die Verbrechen und die Schuld sprüche der Täter, widersprachen dem „Opfermythos“ und stellten diesen infrage.

Die „Strasshofer Transporte“

Angesichts der in ihrem Machtbereich vorherrschenden Arbeitskräfteknappheit suchten die Gauleiter von Niederdonau von Groß-Wien im RSHA in Berlin an, dass ein Teil der Hunderttausenden Jüdinnen und Juden, die ab April 1944 in Ungarn gettoisiert und für die Verschleppung nach Auschwitz bestimmt waren, zur Zwangsarbeit nach Ostösterreich verbracht würde. Tatsächlich fuhren bereits Ende Mai / Anfang Juni einige Züge mit jüdischen Deportierten nicht direkt von Ungarn nach Auschwitz, sondern machten in Gänserndorf bei Wien halt, wo etwa 3000 kräftige Männer und Frauen selektiert und als ZwangsarbeiterInnen an landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe in Niederösterreich und Südmähren, das damals zum Gau Niederdonau gehörte, „verliehen“ wurden. Ihre „Löhne“ erhielt das unter der Leitung von Adolf Eichmann stehende „Sondereinsatzkommando Ungarn“ (SEK), welches die Deportationen aus Ungarn organisierte.

Seit April 1944 verhandelten Mitglieder des zionistischen Budapester „Hilfs- und Rettungskomitees“ (Waada Ezra Vehazala), mit Eichmann und anderen hochrangigen Mitgliedern des SEK um das Leben der ungarischen Juden, da ihnen seitens der SS die Bereitschaft signalisiert worden war, Juden gegen Bezahlung freizulassen. Tatsächlich bot Eichmann an, eine Million Juden für 10.000 LKW und andere Güter, geliefert von den westlichen Alliierten, freilassen zu wollen, und schickte Joel Brand als Überbringer dieses Angebots an die Westmächte nach Istanbul. Der eigentliche Grund für diese Initiative war der Wunsch von Reichsführer-SS Heinrich Himmler, angesichts der für Deutschland und seine Verbündeten prekären Kriegslage mit den westlichen Alliierten wegen eines möglichen Separatfriedens ins Gespräch zu kommen. Obwohl gleichzeitig bereits die Deportationen aus Ungarn nach Auschwitz begannen, setzte Rezső Kasztner von der Waada die Verhandlungen und die Zahlungen an die SS fort, um zumindest einzelne Gruppen jüdischer Menschen vor der Vernichtung in Auschwitz zu retten. Sein größter Erfolg war, dass Ende Juni 1944 1684 Personen zunächst ins „Ungarnlager“ des KZ Bergen-Belsen, im August und Dezember 1944 in die Schweiz ausreisen durften. Gleichzeitig mit diesem so genannten „Palästina-Transport“ wurden 15.000 Jüdinnen und Juden aus den Gettos in Szolnok, Szeged, Baja und Debrecen nicht nach Auschwitz, sondern nach Strasshof an der Nordbahn deportiert. Diese Menschen sollten laut Eichmann in Österreich so lange „auf's Eis“ gelegt werden, d.h. in Wien und Niederdonau arbeiten, bis die Verhandlungen mit den westlichen Alliierten erfolgreich abgeschlossen waren und sie ins Ausland ausreisen konnten. Im Falle eines Scheiterns der Verhandlungen drohte auch ihnen die Vernichtung. Hinter diesem „Zeichen des guten Willens“ der SS standen auch die Ansuchen der Gauleiter von Wien und Niederdonau um jüdische ArbeitssklavInnen. Die TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte waren also beides, ZwangsarbeiterInnen in der Landwirtschaft, dem Gewerbe und der Industrie von Wien, Niederösterreich und Südmähren und Faustpfand für die Verhandlungen jener Gruppe der SS um Heinrich Himmler, welche angesichts der katastrophalen Kriegslage eine Annäherung an die westlichen Alliierten, später wohl in erster Linie ein Alibi für die Nachkriegszeit suchten. Denn trotz minimalster Ergebnisse führten die Verhandler der SS ihre Gespräche mit Vertretern jüdischer Organisationen und dem amerikanischen War Refugee Board bis Kriegsende fort.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte reflektierten ihre dop-



pelte Funktion. In Strasshof fanden keine Selektionen statt, Arbeitsfähige wurden zusammen mit ihren nicht-arbeitsfähigen Familienmitgliedern an Arbeitgeber in Wien und Niederdonau „verliehen“. In der Regel stellten die Arbeitgeber völlig unzureichende Unterkünfte für die jüdischen Familien zur Verfügung und verpflegten sie gemäß den vorgeschriebenen Hungerrationen. Die Kosten für die Nichtarbeitsfähigen zogen sie von den „Löhnen“ der Arbeitsfähigen ab, welche auf ein Konto des Wiener „Außenkommandos Ungarn“ der SS überwiesen wurden. In Wien gab es einige Wohnlager der Gemeinde Wien mit mehreren hundert Insassen, die zwar überlegt waren aber bessere sanitäre Einrichtungen hatten und Schutz vor Kälte boten. Von diesen Lagern aus wurden die ArbeiterInnen zum Teil mit öffentlichen Verkehrsmitteln an ihre Arbeitsplätze gebracht. Aufgrund der mangelhaften Verpflegung und der ungewohnten, schweren Arbeit – Nichtarbeitsfähige erhielten noch kleinere Rationen als ArbeiterInnen – stellten sich bei den Deportierten ein rapider Gewichtsverlust ein. Die wenigen Kleidungsstücke, die sie bei ihrer Deportation hatten mitnehmen dürfen, waren bald völlig verschlissen und boten vor allem im Winter keinen Schutz vor Kälte. Das „Außenkommando“ gestattete allerdings jüdischen Hilfsorganisationen, an ArbeiterInnen Kleidung und Schuhe zu verteilen, um sie weiterhin zur Arbeit einsetzen zu können. Außerdem bestand ein zumindest in den Städten einigermaßen funktionierendes jüdisches Gesundheitssystem – die vorherrschenden rassistischen Gesetze verboten „arischen“ Ärzten die Behandlung von Juden –, weshalb die Zahl der Opfer während des Arbeitseinsatzes relativ niedrig blieb, obwohl ein erheblicher Teil der Deportierten alte Menschen und Kinder waren. Zum Teil wurden Kinder ab zehn Jahren zu gefährlichen Arbeiten wie Trümmerräumen nach Bombenangriffen oder anderen Kräfte raubenden Tätigkeiten eingesetzt. Diese Kinder erhielten jedoch auch die größeren Essensrationen für Arbeiter. Außerdem erregten gerade sie das Mitleid von Zivilisten und insbesondere Frauen, welche ihnen bisweilen regelmäßig Essen zusteckten. In ländlichen Gebieten, wo die jüdischen Familien häufig in kleinen Gruppen in der Land- und Forstwirtschaft eingesetzt waren, fehlte das nötige Bewachungspersonal, sodass die Deportierten ihre Bewegungsfreiheit zum Betteln oder sogar zu Hilfsarbeiten im Gegenzug für Nahrungsmittel nutzen konnten. Trotz der geringfügigen „Privilegien“, die ihnen das SEK zugestand, bzw. der geduldeten Erleichterungen, litten alle Deportierten dieser Gruppe unter Hunger und Entbehrungen.

Als sich die Rote Armee im Frühjahr 1945 bedrohlich der österreichischen Grenze näherte, sollten die ZwangsarbeiterInnen aus frontnahen Gebieten ins Innere des Deutschen Reichs „evakuiert“ werden, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen. Die „privilegierten“ ungarisch-jüdischen ArbeitssklavInnen sollten nach Theresienstadt verbracht werden, wo die Lebensbedingungen besser waren als in den übrigen Konzentrationslagern. Am 8. März 1945 erreichte ein Transport mit 1072 Personen Theresienstadt. Ein weiterer Transport nach Theresienstadt mit 3000 Häftlingen befand sich noch im Bahnhof Strasshof, als dieser am 26. März von amerikanischen Bombern völlig zerstört wurde. Dabei kamen auch 64 ungarische Jüdinnen und Juden ums Leben, etwa 100 weitere wurden verletzt und ins jüdische Spital in Wien gebracht, die anderen bereits am 10. April in Strasshof von sowjetischen Truppen befreit. Nach der Zerstörung des Strasshofer Bahnhofs konnten nur mehr 1509 jüdische ArbeiterInnen aus dem nördlichen Niederösterreich und aus Südmähren nach Theresienstadt verbracht werden, wo sie nach dem 20. April 1945 ankamen. Die restlichen TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte wurden nach Mauthausen evakuiert, was für sie zur Katastrophe wurde. Viele von ihnen mussten einen Teil des Wegs in Todesmärschen zurücklegen, bevor sie auf Züge verladen wurden. Die Hauptroute dieser Märsche führte durch das Donautal. Ende April wurde in Ybbs-Persenbeug ein Durchgangslager für Häftlinge aus Wiener und niederösterreichischen Lagern eingerichtet. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 erschossen unbekannte SS-Männer 223 der 229 Insassen dieses Lagers bei Hofamt-Priehl. Weitere hunderte Häftlinge waren bereits im April in Mikulov, Weißenbach a. d. Triesting und im Bezirk Scheibbs Massakern zum Opfer gefallen. Da sowohl Mauthausen als auch das provisorisch errichtete Zeltlager bei Marbach überfüllt waren, mussten viele der Überlebenden noch den Todesmarsch nach Gunskirchen mitmachen.



Ungarisch-jüdische SchanzarbeiterInnen entlang des Südostwalls

Am 7. Juli 1944 hatte der ungarische Reichsverweser Miklos Horthy unter internationalem Druck den Stopp der Deportationen seiner jüdischen Untertanen verfügt. Zu diesem Zeitpunkt war die jüdische Bevölkerung der ungarischen Provinz, mehr als 430.000 Menschen, bereits nach Auschwitz bzw. Österreich deportiert worden, in Ungarn verblieben waren die etwa 200.000 jüdischen BewohnerInnen Budapests sowie 80.000 jüdische Männer, welche in der ungarischen Armee unbewaffneten Arbeitsdienst leisteten. Als Horthy am 15. Oktober 1944 einen Waffenstillstand mit der Sowjetunion verkündete, putschten sich die Nyilas, die hungaristischen Pfeilkreuzler mithilfe der deutschen Besatzer an die Macht. Zwischen dem 6. November und dem 1. Dezember 1944 übergaben die Nyilas den Deutschen 76.209 Jüdinnen und Juden: etwa 30.000 BudapesterInnen, die in mörderischen Fußmärschen zur Grenze nach Hegyeshalom getrieben wurden, sowie Arbeitsdienstler der ungarischen Armee. Die Zahl der später noch an Deutschland ausgelieferten „Leihjuden“ wurde nicht erfasst, ging jedoch ebenfalls in die Tausende.

Die SS verschickte einen Teil der Deportierten in Konzentrationslager, die Mehrheit wurde zunächst der Gauleitung von Niederdonau übergeben. Diese internierte sie in Lagern auf beiden Seiten der österreichisch-ungarischen Grenze, wo sie zusammen mit deutschen und österreichischen Zivilisten, Hitlerjugend, Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen am so genannten „Südostwall“, einem System von Panzergräben und Befestigungen, welches den Vormarsch der Roten Armee stoppen sollte, sich aber letztlich als völlig wirkungslos erwies, schanzten mussten. Zunächst waren die jüdischen UngarInnen nur in Westungarn und im Gau Niederdonau – Niederösterreich, Slowakei bis Bratislava und nördliches Burgenland – interniert, ab Weihnachten 1944 schanzten sie auch im Gau Steiermark, also im südlichen Burgenland und in der Steiermark.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Lagern entlang des Südostwalls waren unmenschlich. Als Unterkünfte dienten meist ungeheizte Ställe, Schuppen, Keller, Meierhöfe, Dachböden und dergleichen, bisweilen auch Schulgebäude. Obwohl diese Lager streng bewacht waren und der Zivilbevölkerung jeglicher Kontakt mit den jüdischen Häftlingen verboten war, sahen die OrtsbewohnerInnen die jüdischen ArbeiterInnen zumindest auf ihrem Weg zur und von der Arbeit, konnten ihren körperlichen Verfall und die Misshandlungen seitens der Wachmannschaften beobachten. Es gab immer wieder Menschen, die versuchten, den Hungernden zu helfen, und sogar gegen ihre schlechte Behandlung protestierten. Sie stellten aber eine kleine Minderheit unter der österreichischen Zivilbevölkerung dar. Die Verpflegung war unzureichend, medizinische Betreuung und insbesondere Medikamente fehlten fast völlig. Die bald völlig entkräfteten ArbeiterInnen wurden gnadenlos zur Arbeit angetrieben, viele erlagen Hunger, Erschöpfung und Kälte oder wurden von Wachmannschaften, meist Funktionäre der NSDAP, Mitglieder der SA und des Volkssturms, bisweilen auch kroatische Waffen-SS und HJ, ermordet. Aufgrund der mangelhaften sanitären Einrichtungen, der Unterernährung und der Erschöpfung brachen in mehreren Lagern Seuchen, darunter der gefürchtete Flecktyphus, aus. Kranke wurden bestenfalls entlaust und bei reduzierten Essensrationen in primitivsten Behausungen isoliert, nicht aber medizinisch behandelt. Viele Kranke zogen es daher vor, weiter zu arbeiten, anstatt in den „Krankenstationen“ dahinzusiechen. Die Gauleitungen waren bestrebt, sich der unnützen EsserInnen zu entledigen. Da sich bald herausstellte, dass die Budapester Frauen, welche den Todesmarsch zur Grenze durchlitten hatten, die schweren Schanzarbeiten nicht leisten konnten, wurden sie nach wenigen Wochen in Konzentrationslager verbracht und durch Arbeitsdienstler der ungarischen Armee ersetzt. Etwa 2500 Frauen kamen im Dezember 1944 von Westungarn ins so genannte „Erholungslager“ Lichtenwörth. Dort mussten sie auf dem nackten Betonboden schlafen und erhielten Hungerrationen. Zunächst leisteten die Frauen weiterhin Schanz- und Trümmerräumungsarbeiten im nahe gelegenen Wiener Neustadt, dann wurde das Lager wegen Typhusverdacht unter Quarantäne gestellt. Bis Kriegsende erlagen 202 Internierte der Seuche, 45 weitere starben nach ihrer Befreiung. Noch tragischer



war das Schicksal jener Kranken, die Anfang Jänner 1945 ins „Erholungslager“ Felixdorf abgeschoben wurden, das in einer bombenbeschädigten Mühle eingerichtet worden war. Von den 2087 Insassen – meist Männer – starben 1865.

Ab Februar 1945 ordnete die steirische Gauleitung die Erschießung von Kranken als Mittel der „Seuchenbekämpfung“ an. Derartige Erschießungen wurden in St. Anna/Aigen, Klösch, Jennersdorf und Strem durchgeführt. Aber auch in jenen Lagern, wo keine derartigen Massaker verübt wurden, war die Sterberate erschreckend hoch.

Der Rückzug der SchanzarbeiterInnen durch den Gau Niederdonau

Bereits ab Februar 1945 kamen größere Gruppen jüdischer Arbeitsdienstler der ungarischen Armee in westungarische Lager, von wo sie nach kurzem Aufenthalt entweder in grenznahe Lager in Österreich oder per Bahn nach Mauthausen verbracht wurden. Der endgültige Rückzug der jüdischen Zwangsarbeiter aus den westungarischen Lagern erfolgte ab dem 23. März 1945. Da viele SchanzarbeiterInnen nicht mehr marschfähig waren, wurden in mehreren westungarischen Lagern unmittelbar vor bzw. nach deren Auflösung Kranke von den Wachmannschaften und SS ermordet. Im Lager „Ziegelofen“ in Kőszeg war am 22. und 23. März 1945 die einzige Gaskammer auf ungarischem Gebiet im Betrieb, um Nichtmarschfähige aus diesem sowie aus dem Lager „Brauhaus“ zu liquidieren.

Die Überlebenden der westungarischen Lager wurden zu Fuß oder per Bahn nach Österreich verbracht. Aus dem Gebiet Sopron, wo etwa 10.000 ArbeiterInnen interniert waren, erfolgte die Evakuierung in den Gau Niederdonau, aus Kőszeg und südlicher gelegenen Lagern, ebenfalls etwa 10.000 Personen, in den Gau Steiermark.

Von den zehn Soproner Lagern führte die Rückzugsroute entlang dem Neusiedlersee über Breitenbrunn nach St. Margarethen. Dort stießen die Kolonnen auf Transporte aus den nordburgenländischen Lagern Donnerskirchen und Schattendorf. Außer den routinemäßigen Erschießungen von Nichtmarschfähigen durch die Wachmannschaften kam es zu mörderischen Übergriffen von Einheiten der Waffen-SS. Im Steinbruch von St. Margarethen rollten während einer Nachtrast SS-Männer Steine auf die Häftlinge und töteten mindestens 18 Personen. Weiters wurden sechs Teilnehmer eines kleinen Nachzügler-Transports im Meierhof bei St. Margarethen erschossen. Bei der nächsten Übernachtung in Loretto empfingen SS-Männer die Transporte und schlugen blindwütig auf die Marschierenden ein. In Gramatneusiedl wurden die Jüdinnen und Juden in Waggons gepfercht und nach Mauthausen transportiert.

Die jüdischen Arbeiter aus dem Lager Engerau (heute Bratislava) mussten am 29. März zu Fuß nach Bad Deutsch-Altenburg marschieren, wobei die betrunkenen Wiener SA-Wachmannschaften 102 Personen ermordeten. Die im Lager zurückgebliebenen Kranken wurden ebenfalls liquidiert. Von Bad Deutsch-Altenburg wurden die Überlebenden zusammen mit Arbeitern aus dem Raum Bruck/Leitha auf Schleppkähnen nach Mauthausen gebracht. Als die Schiffe am 6. April dort anlegten, konnten viele Häftlinge, die unterwegs weder Nahrung noch Wasser erhalten hatten, nur noch an Land kriechen. Die Schwächsten wurden von SS-Männern in die Donau gestoßen und erschossen.

Die Todesmärsche durch den Gau Steiermark nach Graz

Die jüdischen Arbeiter aus dem Gau Steiermark bzw. ihre dorthin evakuierten Leidensgenossen aus Westungarn mussten den gesamten Weg nach Mauthausen zu Fuß zurücklegen. Die Häftlinge aus Kőszeg und Bucsu wurden zunächst zu Fuß oder per Bahn in den Raum Rechnitz verbracht. Trotz der oben beschriebenen mas-



senhaften Ermordung von Kranken in Köszege kamen am 24. März mit einer Gruppe von insgesamt tausend Personen auch 200 nicht mehr Arbeitsfähige per Bahn in Burg an. Während die Gesunden zu Schanzarbeiten eingeteilt wurden, veranlasste Kreisleiter Eduard Nicka den Rücktransport der Kranken nach Rechnitz, wo sie in der Nacht von 16–17 Teilnehmern eines Gefolgschaftsfests der örtlichen Nazi-Prominenz erschossen wurden. Am nächsten Tag wurden jene 18 Juden, die zuvor die Gräber der 200 Opfer ausgehoben hatten, erschossen. 1000–1200 Juden, die am selben Tag aus Köszege nach Burg gekommen waren, wurden von 13 sechzehn und siebzehnjährigen Hitlerjungen, die erstmals bewaffnet worden waren, nach Strem gebracht. Die Burschen hatten Befehl, Nachzügler zu erschießen, den einige, aber bei weitem nicht alle, befolgten. In Strem übergaben die Hitlerjungen die Juden einer neuen Gruppe von HJ-Wachmannschaften, welche den Transport am 26. März nach Reinersdorf weiterführte. Dabei eskalierten die Morde, die entweder von Hitlerjungen selbst oder mit deren Hilfe verübt wurden.

Am 28./29. März 1945 erging der Befehl, auch die österreichischen Lager aufzulösen und die Arbeiter in Richtung Mauthausen in Marsch zu setzen. Beim Abmarsch aus dem Lager Reinersdorf am 28. März befahl der dortige Unterabschnittsleiter Bruno Strebing, alle Kranken auszusondern und zu liquidieren, doch verweigerten die Wachmannschaften diesen Befehl und evakuierten die ganze Gruppe. Am 29. März hatten fünf Feldgendarmen und drei Angehörige der Waffen-SS Division „Wiking“ mithilfe der wachhabenden HJ achtzig der dort eingesetzten Arbeiter erschossen, bis der Befehl kam, die 420 Überlebenden doch zu evakuieren. In anderen Lagern wurden Nichtmarschfähige zurückgelassen und kurze Zeit später von Mordkommandos der Waffen-SS liquidiert. Bereits am 23. März hatte eine derartige Einheit 83 isolierte Kranke aus den Lagern Neuhaus und Kalch ermordet. In Klöch wurden ebenfalls bereits um den 20. März 26 Kranke von Waschmannschaften, Angehörigen des Volkssturms, erschossen. Dennoch blieben bei der Evakuierung des Lagers am 30. März weitere 17 Personen im Schulhaus zurück, die am 4. April von Waffen-SS-Männern umgebracht wurden. Diesen waren am 30. März die Morde an 39 in einem Meierhof bei Strem zurückgelassenen Arbeitern vorangegangen. Die Kranken des Lagers in St. Anna/Aigen blieben im Barackenlager „Höll“ zurück. Einige von ihnen waren kräftig genug, um in den nächsten Tagen im Ort um Verpflegung zu betteln. Unmittelbar vor der Befreiung durch die russische Armee wurde auch der Großteil dieser Gruppe von einer Waffen-SS-Einheit ermordet. Die Überlebenden begaben sich auf raschestem Weg in ihre Heimat. Unter der Ortsbevölkerung kursierte daher das Gerücht, die Juden seien von den Russen verschleppt und ermordet worden.

Bei den Rückzugsmärschen gab es an mehreren Orten Sammelpunkte, wo die Transporte aus verschiedenen Lagern zusammengelegt oder neu eingeteilt wurden. So trafen die wegen der vorher erfolgten Evakuierungen aus Westungarn sehr zahlreichen ArbeiterInnen, die am 27. oder 28. März aus Rechnitz evakuiert wurden, in Hartberg auf die Gruppe aus Deutsch Schützen. Dort übernahm der Volkssturm die Bewachung der Juden und trieb sie nach Sebersdorf. Ein weiterer Transport aus Köszege marschierte von Hartberg über Großpesendorf nach Gleisdorf. Hinter Großpesendorf kam es zu zahlreichen Fluchten. In dem kleinen steirischen Ort Kalch wurden mindestens 14 Juden von Dorfbewohnern versteckt und gerettet. In der Umgebung Prebensdorf nahm der Volkssturm im Auftrag der Kreisleitung 18 Flüchtlinge fest und übergab sie Angehörigen der Waffen-SS-Division „Wiking“, welche sie zwischen dem 7. und 11. April 1945 erschossen.

Bei Nestelbach wurden 90–100 Arbeiter, die nach ihrem Einsatz in Schachendorf auf dem Weg nach Graz waren, aus ihrer Kolonne genommen, um am Schemerl neuerlich den Volkssturm sowie russischen Kriegsgefangenen beim Bau von Sperren und Panzerfallen zu verstärken. Um den 7. April 1945 ermordeten Angehörige der Waffen-SS-Divisionen „Wiking“ und „Norge“ 18 russische und jüdische Arbeiter, wobei Volkssturmmänner Hilfsdienste leisteten.

Sammelpunkt der Kolonnen aus Eberau, Moschendorf, Strem, Reinersdorf, Inzenhof und Heiligenkreuz war Bierbaum, von wo die Häftlinge auf zwei verschiedenen Routen nach Ilz und Gneis getrieben wurden. Erst hier



löste der örtliche Volkssturm die Wachmannschaften aus den Lagern am Südostwall ab. Die nächsten Sammelpunkte der Kolonnen waren Gleisdorf und schließlich Graz. In Paldau wurde nach dem Krieg ein Massengrab mit 17 Toten entdeckt, was darauf hindeutet, dass hier ein Sammelpunkt für Kolonnen aus den Lagern Kalch, Bonisdorf, Krottendorf, Neuhaus, Minihof-Liebau, Windisch-Minihof und St. Martin a. d. Raab war.

Bereits am 23. März wurden Arbeiter aus dem Lager Jennersdorf per Bahn nach Feldbach verbracht. Im Feldbacher Bahnhof geriet der Zug in einen Angriff alliierter Tiefflieger, wodurch zahlreiche Juden verletzt oder getötet wurden. SS-Leute brachten sowohl die Toten als auch die Verletzten nach Mühldorf, wo sie letztere in erschossen. Sämtliche Opfer wurden im „ehemaligen Russenfriedhof“ bestattet, 1947 27 Leichen exhumiert. Entlang den Routen von Gleisdorf nach Graz wurden nach dem Krieg zahlreiche Gräber von Ermordeten entdeckt: so in Gleisdorf, Brodersdorf, Pircha, Eggersdorf, Kainbach und Maria Trost.

Während ein Bauer in Ragnitz zwei Juden zunächst versteckte, sie aber später der SS auslieferte, bot der Bürgermeister von Thondorf, Fritz Edelmann, acht Budapester Juden vom 2. April 1945 bis Kriegsende auf seinem Hof Unterschlupf.

Von Graz nach Mauthausen

In Graz machten die MarschteilnehmerInnen in bzw. bei den Zwangsarbeitslagern Graz-Wetzelsdorf und Graz-Liebenau halt und erhielten die erste warme Mahlzeit seit dem Abmarsch. Hier wurden aber auch Nichtmarschfähige selektiert und ermordet. In Graz-Liebenau wurden 1947 53 Leichen ungarischer Jüdinnen und Juden exhumiert, in Graz-Wetzelsdorf 15 Opfer entdeckt.

Vor dem Abmarsch wurden die Häftlinge in neue Transporte eingeteilt. Als Transportleitung fungierten SS-Männer und Gestapo-Beamte, die ihre Befehle von der Grazer Gestapo erhielten. Die überwiegende Mehrheit der Transporte marschierte in nördliche Richtung nach Bruck/Mur. Der größte Transport mit etwa 6000 Personen, darunter mehrere Hundert Frauen, verließ Graz am 4. April, weitere Kolonnen schlossen sich hinter der Stadt an. Die Transportleitung lag bei drei Beamten der Grazer Gestapo, als Begleitmannschaften dienten Angehörige des Volkssturms, die jeweils an der Grenze ihres Gendarmerierayons ausgewechselt wurden, sowie zwölf ukrainische Waffen-SS-Männer. Diesem ersten großen Transport folgten mehrere kleinere unterschiedlichster Größe.

Die verschiedenen Routen von Graz nach Bruck/Mur lassen sich anhand der dort nach dem Krieg gefundenen Gräber rekonstruieren. Besonders brutal waren die ukrainischen Waffen-SS-Männer, welche die Transporte bis in die Umgebung von Leoben begleiteten. Angehörige der Waffen-SS-Division „Wiking“ suchten nach und erschossen Flüchtlinge. Doch die Mehrheit der Mörder während der Todesmärsche waren Volkssturmmänner. Auch Zivilisten begegneten den Elendskolonnen mit erschreckend aggressivem Antisemitismus. Während die Transporte aus Graz durch das Murtal nach Frohnleiten geführt wurden, kamen die Kolonnen aus Graz Andritz über Semriach dorthin. Weitere Stationen waren Bruck/Mur und Leoben. Zwischen Graz und Trofaiach erhielten die meisten TransportteilnehmerInnen neuerlich keine Verpflegung, sodass viele an Entkräftung starben. Erschwerend kam hinzu, dass sie entlang der gesamten Strecke trotz des nass-kalten Wetters meist im Freien übernachteten mussten. Die Gendarmeriepostenchronik von St. Peter-Freienstein berichtet vom Durchmarsch der 6000 völlig erschöpften ArbeiterInnen, von denen während der Übernachtung neun im Unteren Tollinggraben verhungerten. 1946 exhumierte eine Gerichtskommission aus Leoben zwischen Vorderberg und dem Präbichl sieben Leichen von Menschen, die während des Marschs an Erschöpfung gestorben waren. Daneben kam es aber auch zu Erschießungen von Nachzüglern durch Wachorgane. Am Nachmittag des 7. April erreichte der große Transport die Präbichl Passhöhe, wo die so genannte „Alarmkompanie“, eine Einheit von SA-Männern des Eisenerzer Volkssturms, die Bewachung übernahm. Unmittelbar nach dem Abmarsch der Kolonnen



begannen Wachmannschaften, die entlang der Straße nach Eisenerz postiert waren, blindwütig auf die Marschierenden zu schießen. Als es dem SS-Transportleiter nach etwa drei Viertelstunden gelang, dem Morden ein Ende zu setzen, waren mehr als 200 jüdische Männer und Frauen erschossen und erschlagen worden. Ludwig Krenn, der Kommandant der „Alarmkompanie“, der den Befehl zu diesem Massaker gegeben hatte, wurde zwar kurzfristig in Haft genommen, ging aber auf Betreiben der Leobner Kreisleitung nach wenigen Stunden wieder frei. Die mörderischen Wachmannschaften kamen auch bei nachfolgenden Transporten bzw. beim Weitemarsch dieses Transports von Eisenerz nach Hieflau und Lainbach neuerlich zum Einsatz. Dies beweist, dass die für die Organisation der Todesmärsche verantwortlichen Kreisleitungen die verübten Verbrechen billigten und mehr oder weniger offen sogar anordneten.

Von Hieflau marschierten die Kolonnen weiter nach St. Gallen und Altenmarkt, wo sie den Gau Oberdonau erreichten und das Ennstal entlang geleitet wurden. Allerdings kam der große Transport dort offenbar nicht mehr geschlossen an. Laut der Pfarrchronik von Kleinreifling sollen in der Woche nach dem 8. April 1945 drei größere Kolonnen das Ennstal durchgezogen haben, die 1800, 2600 und 560 Personen umfassten, später folgten noch kleinere Transporte. Die Pfarrchronik von Großraming vermerkt 5000 ungarische Juden, die am 11. und 12. April durch den Ort getrieben wurden. Die Pfarrchroniken berichten auch über den großen Hunger der Häftlinge, der sie jede erreichbare Nahrung, sei es Gras oder Schweinefutter, verschlingen ließ, da die ausgegebene Verpflegung bei weitem nicht ausreichte. Die Wachmannschaften taten ihr Möglichstes, die Zivilbevölkerung an Hilfeleistungen für die Hungernden zu hindern. Aufgrund der geschwächten körperlichen Verfassung nahmen die Morde an Nachzögler zu. Die Losensteiner Volkssturmmänner weigerten sich allerdings, den Befehl ihres Kommandanten, Nachzügler zu erschließen, auszuführen. Ein dieser Einheit zugeteilter SA-Mann erschoss acht Juden. Morde entlang dieser Strecke sollen aber auch „von fliegenden Wehrmachts- und SS-Kommandos“ verübt worden sein. Ebenso nahm die Zahl derer, die erschöpft zusammenbrachen und starben, zu. Da sich unter der Bevölkerung Unmut wegen der am Straßenrand nur notdürftig verscharrten Toten regte, wurden diese auf Fuhrwerken gesammelt und zu nahe gelegenen Friedhöfen geführt. Unter diesen „Leichen“ befanden sich allerdings bisweilen noch Lebende. Über Enns und Ennsdorf (NÖ) erreichten die Transporte schließlich Mauthausen. Ein Transport mit etwa 1000-1200 Personen, der Graz am 8. April verließ, marschierte über die Stubalpe nach Trieben und Liezen. Auch auf dieser Route kam es zu zahlreichen Morden an Erschöpften und Quälereien. Der Transport traf am späten Nachmittag des 13. April in Liezen ein und überquerten tags darauf die Gaugrenze nach Oberdonau. Dort führte die Route weiter über den Phyrnpaß nach Mauthausen.

Kriegsende in Gunkirchen

Da das Konzentrationslager Mauthausen und das bei Marbach errichtete provisorische Zeltlager überfüllt waren, wurden tausende erschöpfte Häftlinge am 16., 26. und 28. April 1945 neuerlich in Marsch gesetzt und ins Lager Gunkirchen verlegt. Die Opferzahl auf dieser letzten, 55 Kilometer langen Etappe war erschreckend. Allein auf den ersten vier Kilometern zwischen Mauthausen und der Eisenbahnbrücke sollen 800 Häftlinge erschossen worden sein, um die Schwächsten und Langsamsten gleich zu Beginn zu eliminieren. Die gesamte Opferzahl dieses Todesmarsches wird auf bis zu 6.000 Personen geschätzt.

Gunkirchen war überbelegt und typhusverseucht, die Versorgung der mehr als 20.000 Insassen mit Nahrungsmitteln und Wasser brach völlig zusammen. Als das Lager am 5. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit wurde, waren die meisten Insassen nicht nur unterernährt, sondern krank, was auch nach der Befreiung noch hunderten wenn nicht tausenden Menschen das Leben kostete. Das 1948 gegründete Jüdische KZ-Grabstätten-Eruierungs-Komitee schätzte die Gesamtzahl der ungarisch-jüdischen Opfer der Todesmärsche in Österreich auf 23.000.



Das Lager Liebenau: Eine Zwischenstation der Todesmärsche ungarischer Juden

Barbara Stelzl-Marx, Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung, Graz–Wien–Klagenfurt

Das in Graz gelegene Lager Liebenau stellte eine der Zwischenstationen am Todesmarsch ungarischer Juden am Weg nach Mauthausen dar. Von den 400 vollkommen geschwächten Juden, die im April 1945 in dieses Zwangsarbeiterlager kamen, war mehr als die Hälfte aufgrund von Unterernährung und Flecktyphus nicht mehr marschfähig. Sie erhielten auf Befehl des örtlichen Lagerleiters keine medizinische Betreuung, mehrere starben an Entkräftung. Zwischen 35 und 40 Personen wurden in Liebenau erschossen⁶⁾.

Nach Entdeckung des Massengrabes begann im September 1947 vor einem Oberen britischen Militärgericht der Prozess gegen den Lagerleiter und drei seiner Mitarbeiter. Die Anklage lautete auf Mord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Zwei wurden zum Tod durch den Strang und einer zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. In einem Fall erfolgte ein Freispruch. Die Tageszeitungen der drei zugelassenen demokratischen Parteien Österreichs berichteten mehr oder weniger ausführlich über den „Liebenauer Prozess“.

„Südostwall“ und Todesmärsche ungarischer Juden

Im Zuge des unaufhaltsamen Vormarsches der Roten Armee verfügte Hitler im Sommer 1944 die Umsetzung einer „festen“ Abwehrstrategie mit einem Netz von mehreren Festungslinien, die von der Kurischen Nehrung bis zur Adria reichen sollten. Als Teil des östlichen Schutzschirms der „Festung Europa“ entstand an der reichsdeutsch-(österreichisch-)ungarischen Grenzzone der – später offiziell als „Reichsschutzstellung“ bezeichnete – „Ostwall“ beziehungsweise „Südostwall“, bestehend aus Verteidigungsstellungen für die zurückweichenden deutschen Truppen und vor allem Panzergräben in offenen Geländeteilen. Seine nördliche Festungslinie, die Linie Niederdonau, zog sich von der slowakischen Hauptstadt Bratislava (Preßburg) südlich bis zum Gipfel des Geschriebenstein nahe der ungarischen Stadt Kőszeg (Güns). Vom Geschriebenstein setzte sich der „Ostwall“ im Festungsabschnitt Steiermark fort, wobei vom Süden des Burgenlandes bis zur Adria nur mehr einige stützpunktartige Stellungen errichtet wurden.

Für die vorgesehenen ausgiebigen Schanzarbeiten kamen neben „reichsdeutschen“ Arbeitskräften Deportierte und Kriegsgefangene aus mindestens zwölf Nationen zum Einsatz, darunter etwa 50.000 ungarische Juden. Diese sogenannten „Arbeitsdienstler“ der ungarischen Armee hatten, als sie im November 1944 der SS übergeben wurden, bereits jahrelange Strapazen an der ungarischen Ostfront beziehungsweise in ungarischen Arbeitslagern hinter sich. Die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen beim Festungsbau führten zu weiterer Entkräftung und zum Ausbruch von Krankheiten wie etwa Flecktyphus. Bis März 1945 verstarben rund 15.000 Personen an den Folgen von Unterernährung, Krankheiten oder der brutalen Behandlung.

Mit dem Herannahen der sowjetischen Truppen setzte ab Ende März 1945 die Evakuierung der ungarischen Zwangsarbeiter nach Westen ein, nachdem SA- und SS-Trupps Gehunfähige ermordet hatten. Auf den sogenannten Todesmärschen, die zum Teil durch das südliche Burgenland (Oberwart), die Steiermark (Hartberg, Weiz, Graz, Bruck an der Mur, Leoben, Trofaiach, Eisenerz, Hieflau, Liezen, St. Gallen) und Oberösterreich (Steyr, Enns) bis in die Konzentrationslager Mauthausen und Günskirchen führten, waren Angehörige des örtlichen Volkssturms, der Hitlerjugend oder der Gendarmerie für jeweils etwa zwanzig Kilometer als Wach-

⁶⁾ Dieser Beitrag beruht auf: Barbara Stelzl-Marx, Der „Liebenauer Prozess“: NS-Gewaltverbrechen im Spiegel der steirischen Nachkriegspresse, in: Verein zur Förderung justizgeschichtlicher Forschungen und Verein zur Erforschung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen und ihrer Aufarbeitung (Hg.), Justiz und Erinnerung. Nr. 7/Februar 2003, S. 2–12



mannschaften eingesetzt. Zusätzlich begleitete jede der aus durchschnittlich 500 bis 2.000 Zwangsarbeitern bestehenden Marschgruppen eine fixe Wachmannschaft sowie eine Transportleitung, die in den Händen der SS oder Gestapo lag. Während der Evakuierungsmärsche hatten die Wachmannschaften den Befehl, Marschunfähige zu erschießen. Auch Fluchtversuche, Betteln um Essen oder unerlaubtes Trinken zogen Erschießungen nach sich. Neben diesen „routinemäßigen“ Ermordungen kam es zu regelrechten Massakern, wie am Prähichlpass bei Eisenerz, wo Eisenerzer SA-Männer in die Marschgruppe hineinschossen und dabei etwa 200 Menschen töteten. Tausende ungarische Jüdinnen und Juden erfroren oder verhungerten vor den Augen der örtlichen Bevölkerung. Augenzeugenberichte sprechen aber auch von Übergriffen seitens der österreichischen Zivilbevölkerung, die zum Teil äußerst aggressiv auf die vorüberziehenden Kolonnen reagierten. Die Opfer dieser Todesmärsche wurden meist in Wäldern, auf Wiesen beziehungsweise einfach am Straßenrand verscharrt oder bisweilen auf nahen Ortsfriedhöfen begraben. Nach Angaben von Franz Ziereis, dem ehemaligen Lagerkommandanten von Mauthausen, kam somit nur ein Bruchteil der erwarteten 60.000 Juden tatsächlich im Zeltlager des Konzentrationslagers an. Von Mauthausen aus wurden die Überlebenden nochmals in das fünfzig Kilometer westlich gelegene Konzentrationslager Gunskirchen in Marsch gesetzt, wo amerikanische Truppen am 4. Mai 1945 etwa 15.000 bis 18.000 Personen befreiten.

Zum Lager Liebenau in Graz

Eine Zwischenstation eines Teils der Todesmärsche ungarischer Juden durch die Steiermark bildete das in der Ulrich Lichtensteingasse, südlich der Kirchner-Kaserne zwischen Kasernstraße und linkem Murofer gelegene Lager Liebenau in Graz. Ursprünglich als „Lager V“ für umgesiedelte Volksdeutsche im Jahre 1940 gegründet, diente es während des 2. Weltkrieges als Unterkunft für ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene.

Auf dem Weg nach Mauthausen kam im April 1945 eine Kolonne von etwa 400, vollkommen erschöpften Juden ins Lager Liebenau. Viele von ihnen waren an Flecktyphus erkrankt und im höchsten Grade unterernährt. Aufgrund ihres Gesundheitszustandes verblieben rund 220 Personen im Lager – davon 170 mit Flecktyphus infizierte. Obwohl die notwendigen Medikamente vorhanden waren, durften diese auf Anordnung der Lagerleitung nicht ausgegeben werden. Zwischen 35 und 40 der ungarischen Juden sollen im Auftrage des Lagerleiters, Nikolaus Pichler, erschossen worden sein, fünf von ihnen von Pichlers unmittelbaren Untergebenen, dem Lagerführer Alois Frühwirt.

Dem Kommando der Polizei Graz lag bereits im Oktober 1945 folgende Meldung vor: „Paul Schwetz, Werkzeugdreher, Alte Trieserterstraße 15 wohnh., erstattete am Polizeiposten 5 die Anzeige, dass vor dem Einmarsch der Roten Armee, im Lager Liebenau zirka 120 ungarische Juden von Pfeilkreuzlern erschossen und gleich im dortigen Splittergraben verscharrt worden seien.“ Trotz dieser Information kam es erst zwei Jahre später, am 8. Mai 1947, zur „Entdeckung“ des Massengrabes auf dem Lagerareal. Wie sich im Zuge der von 2. bis 20. Mai 1947 durchgeführten Exhumierung zeigte, wiesen 35 der 53 Leichen tödliche Schussverletzungen auf. Davon waren 26 Personen durch Genickschuss getötet worden, wobei acht bereits am Boden gelegen sein mussten. Ein Häftling war durch Kopfhiebe gestorben, bei den übrigen blieb die Todesursache unbestimmt. Am 6. Juni 1947 erfolgte die Beisetzung von 46 in Liebenau exhumierten ungarischen Juden am Israelitischen Friedhof in Graz. In der Nähe ihrer Gräber erinnert heute ein Gedenkstein an die Opfer der Evakuierungsmärsche.

Zum „Liebenauer Prozess“

Nach Kriegsende fand eine erhebliche Anzahl von Prozessen wegen Morden an und Misshandlungen von ungarischen Juden im Zuge der Evakuierungsmärsche statt, darunter auch der sogenannte „Liebenauer Prozess“



in Graz. Diese Verfahren handelten in der ab 23./24. Juli 1945 von Briten besetzten Steiermark entweder Gerichte der britischen Militärregierung, Volksgerichte oder Schwurgerichte ab. Den „Liebenauer Prozess“ führte ein Oberes Britisches Militärgericht, das auch für sogenannte „war atrocities“ (Kriegsgräueltaten) zuständig war. Der Prozess gegen vier ehemalige Mitglieder des Liebenauer Lagerpersonals begann am 8. September 1947 unter Vorsitz von Sir Douglas Young. Angeklagt waren der Lagerleiter Nikolaus Pichler, dessen unmittelbarer Untergebener, der Lagerführer Alois Frühwirt, Franz Edder, Frühwirts Vorgänger als Lagerführer, sowie der Lagerpolizist Josef Thorbauer wegen Massaker an ungarischen Juden im Liebenauer Ausländerlager. Die Anklagen lauteten auf Mord nach § 134 des österreichischen Strafgesetzbuches sowie auf Verbrechen gegen die Menschlichkeit nach dem österreichischen Kriegsverbrechergesetz vom 26. Juni 1945 (StGBI. Nr. 32). Bereits am zweiten Verhandlungstag, dem 9. September 1947, wurde Franz Edder von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen und auf freien Fuß gesetzt. Mehrere Zeugen hatten ausgesagt, dass Edder zum Zeitpunkt der Ankunft der Juden aus dem Lager bereits aus-geschieden war. Nikolaus Pichler sowie Alois Frühwirt wurden am fünften und letzten Ver-handlungstag, dem 12. September, für schuldig gesprochen und zum Tode durch den Strang verurteilt. Wie in der Urteilsbegründung festgehalten, hatte Pichler nicht nur die Ausgabe von Medikamenten an die Kranken verweigert, sondern den Befehl zu ihrer Erschießung gegeben. Frühwirt gestand, mehrere Juden selbst erschossen zu haben. Im Falle des vierten Angeklagten, Josef Thorbauer, waren nicht genug Beweise vorhanden, um ihn des Mordes zu überführen. In Punkt zwei der Anklage (Verletzung der Menschlichkeit und Menschenwürde) wurde der von Zeugen wiederholt als äußerst brutaler Mensch bezeichnete Thorbauer jedoch für schuldig befunden und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. In der Mehrzahl der von März 1946 bis Mai 1948 vor Oberen Britischen Militärgerichten geführten Prozesse lautete die Anklage auf Mord von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern während der Todesmärsche durch Gebiete der späteren britischen Besatzungsmacht. In diesem Zusammenhang wurde bei den insgesamt etwa 25 Verfahren mit etwas unter hundert Angeklagten der weitaus größte Anteil an Todesurteilen ausgesprochen: 30 von insgesamt 53 Todesurteilen wurden im Zusammenhang mit den Evakuierungsmärschen ungarischen Juden gefällt. Die Briten hatten sich durch diese rigorose Bestrafung von NS-Gewaltverbrechen eine Stärkung des durch die NS-Herrschaft getrübbten demokratischen Rechtsempfindens der österreichischen Bevölkerung erhofft. Dieser erzieherische Erfolg blieb nicht zuletzt aufgrund des fehlenden Interesses in der Öffentlichkeit aus.



Beispiele von Reaktionen auf das Gedenkprojekt

Eine umfangreiche Dokumentation des gesamten Projektes ist im österreichischen Kunst- und Kulturverlag (Akademie der Wissenschaften, Wien) vorgesehen.

Briefkasten Budapest (einer der 80 Briefe)

Original Ungarisch:

A Múzeumban átvirrasztott éjszaka után 2004. április 28-án, vasárnap reggel 9 órára értem ide. Az Emlékprojekt jó és szükséges dolog! A mai, információútlengésben szenved_ korunk egyenesen igényli, hogy az egyes emberekhez odamenjenek – fizikálisan is, érzelmileg is – azon társaik, akik valami lényegeset és mélyet tudnak nekik mondani, mutatni.

Köszönettel Aláírás

Übersetzung Deutsch:

Ich bin nach einer im Museum durchwachten Nacht um 9. 00 Uhr am Sonntag, den 28. April 2004 hier angekommen. Das Gedendprojekt ist eine gute und notwendige Sache! In unserem Zeitalter, da man am Informati-onsschock leidet, braucht man Mitbürger/Mitbürgerinnen, die einem Wesentliches und Tiefsinniges sagen und zeigen können – sowohl in der Tat als auch emotionell – auf einen zugehen.

Mit Dank Unterschrift

Antworten Gemeinden (Auswahl)

S.g. MMag. Gmeiner!

Wie mit Bgm. Ing. Strasser besprochen, schicke ich Ihnen Fotos des Grabes der Kriegsofper im Ortsfriedhof von St.Margarethen. Ein Schreiben mit Auszügen aus dem Buch unseres Ortschronisten über die letzten Kriegstage ist bereits an Sie per Post unterwegs.

mfG

Michael Schalling

Gemeindeamtsleiter

Sehr geehrter Herr Magister,

in der obigen Angelegenheit teilt Ihnen die Marktgemeinde Markt Allhau mit, dass Ihnen die Genehmigung einer Aufstellung dieser Gedenkplastik für einige Wochen in unserer Gemeinde erteilt wird. Der Standort soll nach Rücksprache mit Herrn Bürgermeister Engelbert Raser (Handy: 0664/1010750) fixiert werden.

Wir danken Ihnen für Ihr Engagement, mit freundlichen Grüßen

AR Josef W Fleck

esmarsch ungarisch-j

S.g. Herr Mag. Gmeiner!

Der Gemeinderat der Marktgemeinde Eberau wird in seiner Sitzung am 05.08.2004 über Ihr Ersuchen um Aufstellung einer Gedenkplastik auf dem Hauptplatz in Eberau diskutieren. Ich werde von meiner Seite aus dieses Projekt unterstützen und Ihnen in der 33. Woche weitere Informationen zukommen lassen.

mfg

Bgm. Strobl

S.g. Hr. Gmeiner!

Der Gemeinderat hat sich für die Durchführung der Gedenkveranstaltung auf dem Hauptplatz Eberau im Herbst d.J. positiv ausgesprochen. Sie können daher Eberau in Ihren Zeitplan aufnehmen.

mfg

Bgm. Strobl

4.1.05, Fürstenfeld

Sehr geehrter Herr Gmeiner!

Ihre Einladung zum Gedenken „Mobiles Erinnern“ habe ich dem Stadtrat am 31.12.2004 vorgelegt. Dieser nahm diese Einladung zur Kenntnis. Eine aktive Beteiligung der Stadtgemeinde Fürstenfeld im Rahmen Ihrer Aktivitäten ist nicht vorgesehen.

Mit der Bitte um Kenntnisnahme und freundlichen Grüßen

Für den Stadtrat: Der Bürgermeister:

Werner Gutzwar

17.1.05, Fürstenfeld

Sehr geehrter Herr Magister!

Aufgrund der bestehenden Zusage von Altbgm. Dr. Höllerl bestätige ich Ihnen den Termin 22.01.2005 für die Aufstellung der von Ihnen vorgesehenen Skulptur am Hauptplatz der Stadt Fürstenfeld auf die Dauer einer Woche.

Mit freundlichen Grüßen, Der Bürgermeister:

Werner Gutzwar

Wir teilen Ihnen mit, dass die Gemeinde leider keinen geeigneten Platz für die Aufstellung der Gedenkplastik hat.

Mit dem Ersuchen um Kenntnisnahme zeichnet

mfG

i. A. Silvia Luttenberger

Sachbearbeiterin

gemeinde@lanzendorf.at

Internet: ORF Burgenland Forum (24. November 2004)

Der Davidstern als Mahnzeichen *Unterschrift* für die Leiden, Qualen und vielfach Tod der Schanzer wird der Tatsache nicht gerecht, dass es „vor allem ungarische Juden“ waren, die bloß mit Spaten, Fassschaufel und Krampen den Südostwall errichten sollten. Das Gros stellen Zwangsarbeiter aus der damaligen Sowjetunion

üdischer Zwangsarbeit

(Kriegsgefangene wie auch Frauen), aus Polen (den kriegsgefangenen Soldaten war dieser im Völkerrecht verankerte Status mit der Begründung aberkannt worden, es wäre keinen polnischen Staat mehr geben) und aus Balkanstaaten. Zerlumpt, in Fetzen gehüllt, mussten sie bei Minusgraden graben und schaufeln. Zu trinken gab es nichts, zu essen ein Suppengebräu. Kamen sie – wie z.B. in Rust – mit der Bevölkerung in Berührung, war stets die Bitte nach „kleb“ (Brot) zu hören. Wurden die einen (Gebenden) wie die anderen (Nehmenden) erwischt, waren die Aufpasser – zumeist Kreis- und Ortsgruppenleiter sowie Funktionäre diverser NSDAP-Organisationen – sofort zur Stelle, zertraten das Essbare, schütteten Suppen und andere Flüssigkeit (so zB Milch) weg und droschen auf die Schanzer erbarmungslos ein. Die gebenden Zivilisten wurden angezeigt, die Gestapo bekam zu tun, nicht selten folgten drakonische Strafe wegen „Hochverrat und Hilfestellung für Untermenschen zum Nachteil des deutschen Volkes“. Warme Unterkünfte gab es nicht, von sanitären Einrichtungen keine Rede. Wer krank war, nicht mehr arbeiten konnte wurde erbarmungslos „umgelegt“ (so der damalige Jargon“). Es war grauenhaft. Man sollte daher auch der anderen, nichtjüdischen, Schanzer gedenken. Dies wäre nur recht und billig.

nur der gedanke daran *Unterschrift*, was damals passiert ist, ist grauenhaft

um so mehr *Unterschrift*, ist jeder zivilisierte mensch verpflichtet diese Erinnerung zu bewahren und dafür zu sorgen, dass so etwas nicht wieder passiert. egal durch wem und an wem!

Aus der Ansprache von Mag. Friedrich Weingartmann,

Pfarrer von Straden, St. Anna am Aigen und Kapfenstein

Mit der Geschichte verantwortungsvoll umgehen bedeutet zunächst, sie nicht zu vergessen; auch dann nicht, wenn sie die „Tragik der Menschenverachtung“ in sich birgt. Mit der Geschichte verantwortungsvoll umgehen bedeutet ferner, ihre ganze Wahrheit in den Blick zu nehmen. Wir dürfen die Glanzzeiten unserer Geschichte genauso wenig vergessen, wie die bitteren und dunklen Epochen. Mit der Geschichte verantwortungsvoll umgehen schließt für mich auch die Haltung der Demut und der Bescheidenheit im Erinnern ein. Denn dieses demütige Erinnern verträgt kein selbsterherrliches Agieren in der zeitlichen Distanz von 60 Jahren.

In dieser Gedenkfeier schauen wir heute auf eine der dunkelsten Zeiten der Geschichte des vorigen Jahrhunderts:

- Die nationalsozialistische Ideologie und ihr Regime haben unbeschreiblich großes Leid über unser Land und die Menschen und viele Teile Europas gebracht. Leid, das auch vor den „Toren“ unserer Heimat St. Anna am Aigen nicht halt gemacht hat.
- Vielfach wurde die „Würde“ der Menschen schwer verletzt, ja geradezu mit Füßen getreten.
- Besonders betroffen waren in St. Anna am Aigen die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter, die im alten Schulhaus und im Vorgängergebäude des heutigen Pfarrheimes gewaltsam gefangen gehalten waren. Viele von ihnen wurden erschossen oder sind grausam ums Leben gekommen.
- Nicht wenige gläubige Christen unserer Pfarre haben zum Teil in heroischer Nächstenliebe – ja oft unter Todesgefahr – versucht zu helfen und die bittere Not zu lindern, in dem sie ihnen Lebensmittel zukommen ließen. Diese Christen waren ein „Lichtstrahl“ in der Dunkelheit dieser Zeit. Ihnen sei herzlich gedankt.
- Es sind aber auch Menschen aus unserer Pfarre an den ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern schuldig geworden. Auch diese Wirklichkeit gehört zum Gesamtbild unserer Pfarrgeschichte.

Zwangsarbeiter 1944–45

- **Diese ungarischen Juden haben hier großes Unrecht erlitten: Vor ihnen und allen schuldlosen Opfern dieser Zeit verneige ich mich und sage aus tiefer christlicher Überzeugung: „Ich bitte um Vergebung!“**

Dieses Gedenken an die Ereignisse vor 60 Jahren ist immer auch eine Mahnung für heute: Keine Zeit und keine Gesellschaft hat im Letzten die absolute Garantie, dass derartige menschenverachtende Ideologien – vielleicht sogar in anderer Form – nicht wieder Fuß fassen.

Papst Johannes Paul II. beklagt gleichsam wie ein „Prophet“ unaufhörlich die „Zivilisation des Todes“ in der Welt von heute. Er meint damit die weit verbreitete Praxis der Tötung ungeborenen Lebens im Mutterleib (Abtreibung) und die Geringsachtung des alten, leidenden und behinderten Menschen durch die direkte Euthanasie.

So trägt auch unsere Zeit – regional und international – den „Keim des Todes“ in sich.

Darum: „*Wehret den Anfängen!*“

Wir dürfen niemals zulassen, dass unter dem Deckmantel vermeintlich moderner Humanität und der unerlösten Selbstverwirklichung das Menschenrecht geteilt wird. Das fundamentale Menschenrecht auf Leben von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod ist nicht teilbar.

Darum haben wir Christen eine schwerwiegende Verantwortung für unsere Zivilgesellschaft:

Das biblisch-christliche Menschenbild lehrt uns, dass jeder Mensch ein Geschöpf Gottes, ein Abbild Gottes ist, von IHM geliebt und angenommen.

Darin gründet die unveräußerliche Würde eines jeden Menschen, ob alt oder jung, ob Mann oder Frau, ob gesund oder krank, ob leistungsfähig und tüchtig oder behindert und welcher Religion ein Mensch auch immer angehört.

Weiteres zum Projekt und Thema

Internet: www.erinnern.at (dezentrale Netzwerke)

Literatur:

Szita Szabolcs, Verschleppt, verhungert, vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944–1945, Wien 1999.

Michael ACHENBACH/Dieter SZORGER, Der Einsatz ungarischer Juden am Südostwall im Abschnitt Niederdonau 1944/45, Dipl. Univ. Wien, 1996.

Randolph L. BRAHAM, The Hungarian Jewish Catastrophe. A Selected and Annotated Bibliography, New York 1984.

Vera BROSER, Der Weg ungarischer Juden nach Niederösterreich 1944–1945, Wien 1990.

Bundesministerium für Inneres, Abteilung 18, Übersicht über Österreichische Gerichtsverfahren wegen NS-Gewaltverbrechen, Wien 1965.

Benedikt FRIEDMAN, „Iwan, hau die Juden!“ . Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen im April 1945, aus der Schriftenreihe „Augenzeugen berichten“, hrsg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich in St. Pölten und „Österreich-Literaturforum“ in Wien, Heft 1, St. Pölten 1989.

Eleonore LAPPIN, Das Schicksal der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter in Österreich, in: Sommerakademie-News, Institut für Geschichte der Juden in Österreich, Heft 6/1996, S. 18–21.

Szabolcs SZITA, Ungarische Zwangsarbeiter in Niederösterreich (Niederdonau) 1944–1945, in: Unsere Heimat, Zeitschrift des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 63. Jg. (1992), Heft 1, S. 3–34.

Projektidee, Organisator und Herausgeber

Christian Gmeiner

Misongasse 47, A-3500 Krems/Donau

Tel./Fax: +43(0)27 32/750 77

Mobil: +43(0)664/593 33 07

E-Mail: cgmeiner@aon.at

Fotos

Umschlag

Chrysan Grossmann, Hieflau (Im Geheimen von einer Dachluke aus fotografiert), 8. oder 9. April 1945.

Archiv: Walter Dal-Asen; Michaela Gmeiner, Gedenken 4. Juli 2004, Szombathely

Dokumentarfotos von den Gedenken

Gabriel und Michaela Gmeiner, Angla Timischl, Hadmar Lichtenwagner, Ulrike Truger, Pressefotografen und Teilnehmer am Gedenken.

Sponsoring

Ermöglicht wurde die Umsetzung des Gedenkprojekts durch die Unterstützung von:

Österreichischer Nationalfond für Opfer des Nationalsozialismus

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abteilung Bilaterale Angelegenheiten

Weiteres Sponsoring

Svoboda SVOENT, Voest-Alpine Krems, Österreichische Botschaft in Budapest, Kulturabteilung Burgenland, NÖ Kulturabteilung, Stadt Graz, Stadt Szombathely

Danksagung

Besonders bedanken möchte ich mich bei den ReferentInnen, AutorInnen, Verlagen und Archiven, die mich durch ihr freundliches Entgegenkommen und die Zurverfügungstellung von Texten und dgl. maßgeblich unterstützt haben.

Den Medien, die Berichterstatteten, wie z.B. ORF, Kurier, Pester Loyd, Kleine Zeitung und Lokalzeitungen.

Den Bürgermeistern und den vielen freiwilligen Mitarbeitern, die unermüdlich arbeiteten.

Dem österreichischen Präsidenten Dr. Thomas Klestil (†) für seinen Begeleitext.

Ein spezieller Dank geht an Mag. Evelina Merhaut, Mag. Martina Maschke und Univ. Prof. Dr. Szabolcs Szita.

Etwa 40.000 ungarische Juden befanden sich vor Kriegsende im Bereich des heutigen Österreich, waren in Arbeitslagern untergebracht oder wurden quer durch das Gebiet unter anderem auch in die Konzentrationslager Mauthausen, Ebensee und weiter nach Gunskirchen transportiert. Sie hinterließen viele Spuren, die heute auf den ersten Blick nicht mehr sichtbar sind: aufgelassene Lagerbaracken oder Gräber zählen ebenso dazu wie Erinnerungen und Erzählungen, die teilweise dokumentiert sind. Während der Transporte verloren viele der geschwächten ungarischen Juden aufgrund ihrer schlechten Versorgung oder auch in Folge von Gräueltaten und Seuchen ihr Leben.

Ein von Christian Gmeiner gestaltetes Gedenkobjekt (die Grundplatte 4×1 Meter und zwei etwa 2 Meter hohe Dreiecke aus gelbem Stoff) wird genau 60 Jahre später von Budapest in vielen Stationen durch das Gebiet, in dem Verbrechen an Juden verübt wurden, nach Ebensee transportiert. Begleitende Informationsmaterialien sollen der Bevölkerung Ziel und Inhalt des Projektes verdeutlichen.

Begleitend wird ein Videofilm mit Zeitzeugen aufgenommen. Geplant ist in diesem Zusammenhang, auch erhaltene Fotos und Dokumente ausfindig zu machen und in eine folgende Dokumentation einzubeziehen.